Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 44 Leipzig, den 27. Oktober 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Reformation — „Verneuerung des Sinnes“ — Aus der Geschichte des Apostolikums: 3. Der geschichtliche Sinn des Apostolikums: b) der Sinn der Zusätze in der jetzigen Formel — Ein Wort zum Frieden. Offener Brief vom Geh. Kirchenrat Professor D. Fricke in Leipzig an Pfarrer D. Rade. Nebst Antwort — Zur Verantwortung an die Kreuzzeitung — Warum wir keine Unterschriften sammeln und veröffentlichen — Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend: 4. Die Fürsorge und ihre Mittel im einzelnen (Schluß) — Hermann Sudermann: 3. Die Dramen — Verschiedenes: Zu den Betrachtungen zur Choleranot — Das Programm des Wittenberger Festes — Anzeigen

Reformation — „Verneuerung des Sinnes“

Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eures Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gottes Wille. Röm. 12, 2.

Dieses Pauluswort ist jahrhundertelang der Text gewesen, so oft der Ruf nach Reformation in der Kirche erscholl. Es ist, recht verstanden, der ewige Reformationstext, giltig, bis einmal nichts mehr wird zu reformiren sein. Und das Thema ist hier im Text gegeben: „Reformation“ ist „Verneuerung des Sinnes.“*) Wir brauchen eine solche Reformation, wir sollen sie wollen, wir können sie haben.

Wir brauchen sie. Das zu beweisen ist nicht nötig. Eher möchte man fürchten, wie alles zur Mode wird, sei bei manchen auch der Ruf nach Besserung aller Verhältnisse nur andern nachgerufen. Doch wahrlich, wer die Nöte sieht, wie sie sind, der kann nicht anders als ihn aus tiefstem Herzen erheben. Aber diese, keine andere Reformation thut uns wahrhaft not: Verneuerung des Sinnes. Wir verändern die Welt nicht, solange wir uns ihr gleichstellen. Auf dem gleichen Boden ist sie überlegen. Wir müssen sie unter uns haben, müssen gegen die Welt Gott für uns haben — unser Sinn muß neu sein, das Herz fest, welches geschieht durch Gnade; die Sünden vergeben, Gott der Vater, Christus der Herr. Der erneute Sinn nur kann prüfen, was da sei der gute, wohlgefällige, vollkommene Gotteswille, indes sonst unsre bestgemeinten Reformationsversuche, ach wie oft, das Uebel nur mehren.

Aber wir sollen diese rechte Reformation wollen. Die Fülle der Aufgaben, die Größe der Not verpflichtet. Es ist schlecht, nichts thun zu wollen, daß es besser werde; und es ist schlecht, nicht das Allerbeste und Allerschwerste anfassen zu wollen, jene innerste Reformation. „Verändert euch durch Verneuerung eures Sinnes“ ist ein Befehlswort, an dem sich nichts deuteln läßt. Es ist die Forderung des Guten, der wie uns nicht entziehen können, ohne uns selbst zu verurteilen; denn wir verstehen sie kraft unsrer christlichen Erziehung in der Kirche der Reformation als eine unausweichliche und unbedingte. Was denn sonst soll unserm Leben Wert und Inhalt geben, als diese Verneuerung unsers Sinnes, so tief und voll gefaßt, wie wir evangelische Christen es fassen müssen, wenn wir nicht Verräter an unserm Kleinod werden wollen?

Und wir können diese Reformation haben. Das „erneuert euch“ ist Forderung unsers Gottes, der mit der That spricht: Ich mache alles neu. Wir kennen den „neuen Sinn“ mitten in dieser alten Welt, die Eine ganze Reformation mitten unter ziellosen Reformversuchen: die Neuschöpfung in Jesus Christus. Einer hat sich nicht dieser Welt gleichgestellt und hat sie überwunden. Er hat uns den neuen Sinn gegeben, daß wir erkennen den Wahrhaftigen und sind in dem Wahrhaftigen. Dann verstehen wir den guten Gotteswillen und bauen unter allen Fehlgriffen und Enttäuschungen doch nicht umsonst.

Reformation ist „Verneuerung des Sinnes.“

Th H

*) Reformamini Vulgata; „verändert euch“ Luther.

Aus der Geschichte des Apostolikums

3. Der geschichtliche Sinn des Apostolikums

b) Der Sinn der Zusätze in der jetzigen Formel*)

Die spätere Formel, die „neurömische,“ wie man unser jetziges Apostolikum ja nennen mag, werde ich nur kurz zu beleuchten brauchen. Es wurde im ersten Artikel auseinandergesetzt, welche Bewandtnis es im allgemeinen (der Absicht nach) mit den „Zusätzen“ hatte, die diese Formel aufweist. Wichtiger als diese Aenderungen im Detail erscheint der Wandel des Gesamtverständnisses des Symbols im Laufe der Zeiten. Allein darauf will ich nur nebenher eingehen. Denn es kann für uns nicht darauf ankommen, wie jeweilen die Kirche offiziell das Apostolikum benutzte. Abgesehen von dem „geschichtlichen“ Sinne dieser Formel ist für uns nur noch die Auffassung von Belang, die ihre Uebernahme in die Kirche der Reformation begleitete. Dementsprechend gedenke ich, nachher noch Luthers Behandlung des Apostolikums zu charakterisiren. In Bezug auf die Deutung, die das Symbol in der katholischen Kirche erfuhr, hier nur das Folgende.

Es ergab sich ganz wie von selbst, daß die Kirche stets ihr neuestes Dogma in die Formel eintrug. Als die großen trinitarisch-christologischen Streitigkeiten der alten Kirche zur Ruhe gekommen waren, wurde die alte Formel allerseits so interpretirt, wie wenn alle Bestimmungen der Konzilien von ihr vorgesehen wären. Noch am nächsten lag es, die Formel als den Hort der Trinitätslehre hinzustellen. Wie ich aus-

*) Die altrömische Formel: 1. Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater. 2. Und an Christum Jesum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, 3. der geboren wurde aus heiligem Geiste und Maria der Jungfrau, 4. der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde und begraben, 5. am dritten Tage auferstand von den Toten, 6. auffuhr gen Himmel, 7. sitzet zur Rechten des Vaters, 8. von wo er im Kommen ist, um zu richten Lebendige und Tote. 9. Und an heiligen Geist, 10. heilige Kirche, 11. Sündenvergebung, 12. Fleischesauferstehung. Amen.

Die neurömische (genau nach dem Konkordienbuche): 1. Ich glaube an Gott den Vater allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde. 2. Und an Jesum Christum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn. 3. Der empfangen ist vom heiligen Geist. Geboren von der Jungfrau Maria. 4. Gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben. Niedergefahren zur Hölle. 5. Am dritten Tage auferstanden von den Toten. 6. Aufgefahren gen Himmel. 7. Sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters. 8. Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. 9. Ich glaube an den heiligen Geist, 10. eine heilige, christliche Kirche, die Gemeine der Heiligen, 11. Vergebung der Sünden, 12. Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen.

führte, ruht das altrömische Symbol nicht auf dem Schema der drei „Namen," die die Taufformel Matth. 28, 19 enthält. Man kann es durchaus glaubhaft finden, daß um die Zeit, wo dieses Symbol entstand, in Rom das Matthäusevangelium noch unbekannt war. Nach Röm. 6, 3 hat man am ehesten zu denken, daß in Rom ursprünglich nur „auf Christus Jesus" getauft wurde. Diese Form der Taufe hat sich auch im Abendlande jahrhundertelang erhalten und ist erst allmählich der Taufe auf die drei Namen überall gewichen. Vornehmlich in Rom ist freilich unzweifelhaft schon im Laufe des zweiten Jahrhunderts — vielleicht schon sehr bald, nachdem das Symbol aufgestellt war; ich würde denken: alsbald nachdem das Matthäusevangelium bekannt geworden — die letztere Form der Taufe eingeführt worden, und fortab lag es immerhin nahe, das Symbol sich zu vergegenwärtigen als recht eigens konstruirt auf dem Grunde der drei Namen oder — so wird man es sehr bald angesehen haben — als konstruirt über der Taufformel nach Matthäus. Der lateinische Text erleichtert diese Betrachtung gegenüber dem griechischen, da das Lateinische keinen Artikel hat und daher in dem Symbol in Absatz 9 eine Ausdrucksweise bietet, die ganz ebensowohl wiedergegeben werden kann mit den Worten: „Und an den heiligen Geist," wie mit den eigentlich korrekten: „Und an heiligen Geist." Damit nun, daß man den Gedanken bildete, das Symbol sei recht eigens ein Ausdruck des Trinitätsglaubens, war noch nicht gegeben, daß man die später von der Kirche zum Dogma erhobene Trinitätslehre in dem Symbol fand. Diese Lehre hat eine lange Geschichte gehabt; die Deutung des Symbols gemäß dieser Lehre weist viele Etappen auf — Einheitlichkeit ist hier erst vorhanden, nachdem sich die Lehre des Augustin allerseits im Abendlande durchgesetzt hatte. Das altrömische Symbol ist in seiner Vorstellung über die Gottheit Christi sehr weit entfernt von der Lehre darüber, die später „orthodox" geworden ist. Es kennt keine Präexistenz Christi, geschweige denn seine ewige „Zeugung" und seine Gottwesensgleichheit im Sinne der Theorie, die später in der Kirche siegreich geworden. Gleichwohl ist diese Theorie und die ganze Lehre von der Menschwerdung, wie sie sich schrittweise entwickelte, immer wieder hineingelesen worden.

Das Uebelste war, daß im Verfolg der dogmatischen Streitigkeiten der alten Kirche sich die Vorstellung von dem religiösen Charakter des Symbols immer mehr verdunkelte. Schon im vierten Jahrhundert ist dieser kaum noch jemandem deutlich gegenwärtig gewesen. Unter dem „Charakter" des Symbols verstehe ich jenen Grundzug, wonach sich der in ihm zu Tage tretende Glaube auf Personen und lebendig anschauliche Güter und Hoffnungen richtet. Es ist ein Anderes, an eine Person selbst zu glauben, und ein Anderes, an eine Theorie über sie zu „glauben." Die altrömische Formel spricht einen Glauben aus an Gott als Person und an Christus Jesus als Person, wobei ein mächtiger lebendiger Eindruck von ihrer Stellung uns gegenüber, ihrer „Bedeutung" für uns maßgebend ist. Dieser Glaube war Zuversicht, in ihm lebte Vertrauen und Ehrfurcht. Er entsprach noch der Idee über das Wesen des Glaubens, die der Hebräerbrief (11, 1) an den Tag legt, und die vollends den Apostel Paulus erfüllte. Auch die altrömische Formel hat schon ihre „Theorie" über Christus, über seine Gottessohnschaft. Aber diese ist ihr doch noch nicht Selbstzweck. Gerade das ist aber der Unterschied zwischen dem wirklichen geschichtlichen „Charakter" des Symbols und der ihm in der katholischen Kirche schon sehr früh entgegengebrachten „Auffassung," daß nach letzterer die Theorie über Gott, über Christus, über den h. Geist u. s. w. zur Hauptsache, d. h. zum eigentlichen Glaubensobjekt wird. Nach dieser Auffassung kann das Symbol zuerst und zuoberst nur noch den Willen einer stummen Unterwerfung unter das bloße Rätsel von Gott begründen; der Glaube wird hier zum bloßen Fürwahrhalten; zur Preisgabe des Verständnisses. Neben dieser schlimmsten Verschiebung, dem Schwinden des Verständnisses für die eigentliche religiöse Position des alten Glaubens, erscheint andres fast wie nebensächlich. Man begreift, daß der Gedanke von den „zwölf Artikeln" jetzt sich so gestaltete, daß das Symbol immer wieder in sie „zerlegt" wurde, daß dementsprechend das Symbol im einzelnen ausgelegt wurde, wie wenn es nur andeutende Titel für Gottes wunderbares Wesen und eine Summe bloßer, „nackter" Thatsachen konstatire. An die Zwölfzahl der Artikel und die ursprünglich sachlich geartete Idee, daß das Symbol den „Glauben der Apostel" enthalte, knüpfte sich schon beizeiten die Vorstellung, daß wirklich die Apostel selbst das Symbol aufgesetzt hätten, und die Legende führte das dahin aus, daß am Pfingsttage die Apostel sich zusammengethan hätten, um jeder einen Satz, der zum Glauben gehöre und zu der Predigt, die sie jetzt in die Welt tragen sollten, auszusprechen. Daraus entstand vollends die Vorstellung von der Isolirtheit der einzelnen „Thatsachen," wie sie hart und schroff besonders in der deutschen Uebersetzung sich spiegelt. Man kann allem dem gegenüber nur betonen, daß das altrömische Symbol, die „Mutter" des Apostolikums, doch allein in seinem geschichtlichen Grundsinn die Autorität ist, auf die es ankommt, nämlich dann, wenn man sich zuletzt fragt, ob man mit dem „wirklichen" Glauben des Apostolikums in Uebereinstimmung geblieben sei. —

Was nun die „Zusätze" unsers jetzigen Apostolikums zu der altrömischen Formel anlangt, so sind die meisten ja offenbar nichts andres als eine sachlich gleichgiltige Erweiterung. Wenn in Art. 1 zugesetzt wurde „Schöpfer Himmels und der Erde," so war das ohne jede Frage im Sinne des alten Symbols erlaubt. Die alte Formel ist lapidarisch insofern, als sie kein Wort zu viel sagt; sie rechnet darauf, daß Christen sie verstehen würden, auch ohne daß sie ausführlich werde. Der „allmächtige Vater" kann ja doch nicht vorgestellt werden, wenn man ihn nicht als Schöpfer denken will. Durch den Glauben an „Gott den allmächtigen Vater" ist es sofort mitgesetzt, durch ihn „merkt man" es (Hebr. 11, 3), daß die Welt durch „Gottes Befehlswort entstanden" sei, und daß „alles, was man siehet," durch Gottes Willen „aus nichts geworden ist." Notwendig war jener Zusatz zum alten Symbol unter keinem Gesichtspunkte, gerade darum wird doch auch niemand Anstoß daran nehmen.

Es steht ähnlich mit dem Zusatze in Art. 3. Denn ob nun ausdrücklich ausgesagt wird, daß „Christus Jesus" (oder „Jesus Christus" — die Stellung der Worte im altrömischen Symbol hat das eigentümliche Interesse, daß sie die dem Paulus geläufigste ist!) vom heiligen Geiste „empfangen" und von Maria der Jungfrau „geboren" sei, oder nur das, was der alte Wortlaut bietet, so ist ja beide male ohne Frage an dieselbe Erzählung gedacht.

In Art. 4 finden wir zuerst eine genauere Schilderung der Hergänge bei dem Tode des Herrn. Das „gelitten" geht sicher auf die Vorgänge, die sich im Palaste des Hohepriesters und vor allem des Pilatus abspielten, bis Jesus zur Kreuzigung abgeführt wurde. Daß man ein Bedürfnis verspürte, zwischen dem „gekreuzigt" und „begraben" der alten Formel ein „gestorben" einzufügen, können wir nachempfinden. Ganz besonders anstößig ist dagegen für viele in der Gegenwart der letzte Zusatz in diesem Artikel, nämlich das „Niedergefahren zur Hölle." Ich habe in der Christlichen Welt (1889, Nr. 27 und 28) schon einmal eigens über diese Worte in unserm Apostolikum gehandelt und darf mich daher auf das beziehen, was ich damals ausführte. Unsre deutsche Uebersetzung ist, sofern der gegenwärtige Sprachgebrauch von „Hölle" berücksichtigt wird, einfach falsch zu nennen. Die lateinischen Worte sind richtig nur wiedergegeben, wenn wir sagen: „Niedergefahren (Niedergestiegen) in die Unterwelt," d. h. „in das Totenreich" (oder „zu den Toten"). Dieser Zusatz tritt uns ursprünglich entgegen in der Formel, die in der großen norditalischen Handelsstadt Aquileja (unfern dem heutigen Venedig) üblich war; hier treffen wir ihn schon im vierten Jahrhundert, und es ist aus manchen Gründen wahrscheinlich, daß er nur durch eine Spezialschrift über das Symbol von Aquileja, die in der alten Kirche sehr berühmt und viel gelesen war, in andre Formeln, so auch in unser Apostolikum, übergegangen ist. Jene angegebne Spezialschrift (sie stammte von dem Presbyter Rufinus aus Aquileja, † 410) nun giebt auch an die Hand, wie dieser Zusatz zu verstehen sei. Nämlich sie

bemerkt, daß er nur deutlicher aussprechen wolle, was auch schon in dem „begraben“ liege. Man muß sich hier wieder an die antiken Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode erinnern. In den Tiefen der Erde, da dachte man sich den Aufenthalt der Toten. Dort wohnen die Toten als Schemen und Schatten. Es war ursprünglich eine den Christen gänzlich selbstverständliche Idee, daß Christus, wenn er wirklich am Kreuze gestorben war und darnach auch begraben (an einen Scheintod hat nie jemand in der alten Kirche gedacht!), wie alle Toten in die Unterwelt niedergestiegen sei. Er war nur dort nicht geblieben, sondern von Gott am dritten Tage wieder hinaufgeführt. Nach der ursprünglichen Anschauung, die auch bei Paulus anzunehmen ist, war er aus der Unterwelt (dem Hades) am dritten Tage in den Himmel hinaufgestiegen. Später glaubte man, er sei zunächst nur auf die Erde zurückgekehrt und dann nach vierzig Tagen in den Himmel aufgefahren. Das altrömische Symbol ruht schon auf der letztern Vorstellung (die meines Erachtens sich daran anschloß oder es deuten wollte, daß von einer bestimmten Zeit an die Erscheinungen des auferstandnen, erhöhten Christus ein Ende gefunden hatten). Lange Zeit nun machte man sich noch keine Gedanken darüber, was Christus während der drei Tage in der Unterwelt gethan habe. Im zweiten Jahrhundert kam zuerst der Gedanke auf, daß er auch dort, wie auf Erden, gepredigt habe. (Diese Vorstellung trifft man vielleicht in dem sogenannten ersten Briefe des Petrus — 1. Petr. 3, 19 —; die Stelle läßt sich jedoch auch anders verstehen.) Gegen Ende dieses Jahrhunderts bahnte sich die Vorstellung an, die sich später allgemein einbürgerte, daß Christus in der Unterwelt den Tod selbst, den man sich personifizirte, aufgesucht und überwunden habe, daß er eben damit für die Seinigen das gemeine Todesgeschick, nämlich in die Unterwelt als ein Schatten hinabsteigen zu müssen, gebrochen habe. Damals bildete sich die Rede: „deshalb stieg Jesus Christus zur Unterwelt hinab, damit wir nicht hinabzusteigen brauchen.“ Man glaubte nun, daß die Christen, d. h. die Frommen unter ihnen, im Tode sofort in den Himmel, wenn auch noch nicht in die vollkommene Seligkeit, übergingen, während man ehedem geglaubt hatte, erst die Wiederkunft Christi (die man ja freilich täglich erwartete) werde die Gläubigen aus der Unterwelt befreien. Je länger je mehr schloß sich somit an den Gedanken, daß auch Christus in die Unterwelt hinabgestiegen sei, die Vorstellung von dem eigentlichen Heilswerte des Todes Christi an. Es ist sehr wohl möglich, daß die, die in Aquileja zuerst die Worte „niedergestiegen in die Unterwelt“ in das Symbol einschalteten, davon befremdet gewesen waren, daß die alte Formel ja kein Wort über ein „Werk“ Christi im Tode sagte; sie gedachten hier schon abhelfen zu können, wenn sie nur ausdrücklich daran erinnerten, daß Christus, als er gekreuzigt und begraben worden war, „in die Unterwelt hinabstieg“: die Christen des vierten Jahrhunderts hörten unmittelbar aus diesen Worten heraus, daß und wiefern Christus den Seinen zu gut „gestorben“ sei.

Wie wir in unserm deutschen Texte bezüglich des soeben besprochenen Stückes eine Uebersetzung vor uns haben, die den, der den Urtext nicht kennt, irre führt, so auch bezüglich des Gedankens der Wiederkunft Christi. Der lateinische Text ist hier noch völlig in Uebereinstimmung mit dem griechischen Grundwortlaute: auch er enthält eine Ausdrucksweise, die den Glauben an ein unmittelbares Bevorstehen des Erscheinens Christi zum Gerichte erkennen läßt. Dieser Glaube, den die Erfahrung ja enttäuscht hat, ist gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts schon wesentlich geschwunden gewesen; verstanden hat man fortab den Art. 8 durchweg so, wie die deutsche Uebersetzung ihn wiedergiebt, als ob über den Zeitpunkt, wo das Endgericht zu erwarten sein werde, eine Glaubensaussage hier nicht gemacht sei.

Die wichtigsten Zusätze hat der dritte Teil des Symbols erhalten, hier wieder besonders Artikel 10, der den Glauben daran, daß es eine Gemeinde gebe, die „heilig“ sei, die zwar in der Welt lebe, doch aber nicht von der Welt sei, bekennt. Die Hoheit dieses Gedankens von der „Kirche“ ist nicht festgehalten worden, sie ist bald untergegangen in einer sehr äußerlichen, der „katholischen“ Betrachtung: die „Heiligkeit“ der Kirche sah man je länger je mehr nur noch begründet in den Mysterien, die die Christenheit an der wunderbaren Art ihrer „Priester“ und allen den sakramentalen magischen Vorrichtungen, zu denen diese zu Gunsten der „Laien“ befähigt seien, besitze. Es blieb in gewisser Weise die Idee, daß das Prädikat „heilig“ an den himmlischen, überirdischen Charakter der Kirche erinnere. Aber man vergegenwärtigte sich die Bezüge, die zwischen der obern Welt und der Kirche hienieden bestehen, in immer mehr sinnlich, ja abergläubisch werdenden Formen. Wenn der Kirche das Prädikat „katholisch“ verliehen wurde — wir Evangelischen sagen nach Luthers Vorgang an dieser Stelle: „christlich“! —, so bezeichnet das schon eine Verengerung der Vorstellung: allen „Sekten“ und „ketzerischen“ Gemeinschaften sollte die Teilnahme an den Gütern der Christenheit abgesprochen werden. Besonders zu beachten aber ist der Zusatz, der in unserm deutschen Texte lautet: „die Gemeine der Heiligen.“ Ob der lateinische Ausdruck (communio sanctorum) überhaupt so übersetzt werden kann, mag dahinstehen. Daß er ursprünglich, oder „geschichtlich“ angesehen, nicht so verstanden werden sollte, ist mir nicht zweifelhaft. Sieht man die ältesten Dokumente, in denen wir den Ausdruck treffen (dieselben gehören der Zeit um 400 an), darauf an, wie sie ihn fassen, so ergiebt sich eine doppelte Deutung. Er wird hier nämlich entweder so verstanden, daß er das Recht des Heiligenkults sicher stelle; in diesem Sinne ist der Ausdruck zu übersetzen durch: „Gemeinschaft mit den Heiligen“ (nämlich denen im Himmel). Oder aber er wird verstanden als eine Anspielung auf die Fülle der Sakramente der Kirche, die dem „Gläubigen,“ also dem, der nicht in der Exkommunikation lebe, offen stehe; in diesem Falle haben wir die Worte wiederzugeben mit „Anteil an den Heiligtümern“ (den „heiligen Dingen“ der Kirche). Man dachte dabei besonders an das verwandelte Brot u. s. w. im Abendmahle.

Daß dem Schlußartikel noch die Worte „und ein ewiges Leben“ beigefügt wurden, geschah nachweislich, um den Gedanken auszuschließen, daß die „Fleischesauferstehung“ etwa eine bloß temporäre, „wie die des Lazarus,“ sein werde. Dieser Zusatz ist ohne Zweifel dem Sinne des altrömischen Symbols gemäß, während wir besonders bei den Zusätzen zu dem Artikel von der Kirche zwar nicht zu beanstanden haben, daß sie „gutgläubig“ gemacht worden sind, d. h. daß man meinte, mit ihnen in Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Gedanken der Formel zu sein, umsomehr aber betonen müssen, daß man thatsächlich sehr weit von diesem Gedanken abgekommen war.

F K

Ein Wort zum Frieden

Offener Brief vom Geh. Kirchenrat Domherrn Professor D. Fricke in Leipzig an Pfarrer D. Rade

Geehrter Herr Doktor!

Eben lese ich in der Christlichen Welt Ihren Friedensartikel in Sachen des apostolischen Symbols. Er ist voll der schmerzlichen Besorgnis, die ich teile, daß durch Leidenschaftlichkeit der Bewegung von beiden Seiten die Sache zu einer Bedeutung aufgebauscht werde, die zur Verwirrung der des Friedens so bedürftigen evangelischen Kirche und zur Verhöhnung seitens der in Formeln erstarrten römisch-katholischen Kirche führen muß. Wie berechtigt diese Besorgnis ist, das zeigen die Zusammenstellungen Ihrer „Chronik“ schon jetzt. Die Sache steht offenbar erst in ihren Anfängen, sie wird auch durch Ihre „Kollektiverklärung“ wenngleich hoffentlich gemildert, doch nicht eingedämmt werden, und da sie einmal in die Oeffentlichkeit geworfen worden ist — was ich nach meiner Uebersicht der Sache nicht für nötig gefunden hätte —, ist es vielleicht nicht bloß das Unvermeidliche, sondern auch das Bessere, daß sie durch Wort und Gegenwort ausgetragen werde.

Es war wohl in der Sturmzeit des Winters 1848—1849, da kam zu dem jungen Privatdozenten oder eben außerordentlichen Professor auch eine Deputation von Studenten mit der Forderung, dahin zu wirken, daß Ludwig Feuerbach nach Leipzig

berufen werde. Ich hatte auf dergleichen damals noch gar keinen amtlichen Einfluß, aber die Herren meinten doch, ich könne dazu helfen. Man machte es wohl Heidelberg nach, wie jetzt Schrempf. Ich habe damals ähnlich wie Herr Kollege Harnack sachlich und persönlich ablehnend geantwortet. Aber es ist mir nicht eingefallen, die Sache in die Zeitungen zu bringen, und die Herren damals befolgten meine Mahnung, unberufen wie sie seien, es auch ihrerseits nicht zu thun. Dafür las ich im darauffolgenden Semester unter großer Teilnahme der Studenten eine wöchentlich zweistündige Vorlesung „über Strauß und Feuerbach,“ und damit war die Sache abgethan.

Im vorliegenden Falle konnte wohl die Oeffentlichkeit nicht vermieden werden. Zwar der Fall des ernsten und achtenswerten, aber (wie es mir scheinen will) subjektiven, willkürlichen und etwas querköpfigen Schrempf konnte nicht dazu zwingen, die ganze Kirche in Brand zu setzen. Denn jeder Sach- und Personenkundige mußte sich sagen, daß dies geschehen werde. Aber allerdings: die Sache jetzt ist viel bedeutsamer, als es die damalige war, und jedenfalls ist sie nun da.

Aus Gründen, die nicht zur Sache gehören, ist es meine Absicht nicht, mich spezieller in die Streitsache einzulassen. Zu beurteilen ist sie für den „reifen“ Theologen leicht genug; sie in die Massen zu werfen, gleichviel von welcher Seite es geschieht, ist eine große Gefahr und Verantwortlichkeit, ist wenigstens nach meiner Erfahrung in Wissenschaft und Leben eine Unbesonnenheit. Einmal angeregt, liegt das in Frage Kommende religiös, dogmatisch und kirchenpolitisch so tief, daß bloß traditionelle, äußerlich gesetzliche Wiederholung und bloße Kirchen- und Dogmengeschichte, die in den letzten Jahrzehnten äußerlich hier vieles zurecht gestellt und zugänglich gemacht hat, für den Kern der Sache völlig unzureichend ist. Am wenigsten ist hier mit einem gehäuften „Anathema“ geholfen, sei es in der Verteidigung, sei es im Angriff. Die fromme Naivität der alten Kirche konnte, wie im apostolischen Symbol und überall, die schwersten Granitblöcke des Glaubens hinwerfen ohne wissenschaftliche Reflexion, ohne Unwahrhaftigkeit und ohne Selbstwiderspruch, auch bei scheinbar Widersprechendem. Dieser naive, innige Glaube trug bei kühnster Formulirung die Gewißheit der religiösen Wahrheit, die er suchte, die er ergriffen hatte und bekannte, in der Tiefe seiner Gemütserfahrung in Leben und Schrift, und darauf kommt doch zuletzt alles an. Es ist das Fundament. Ist das gemeinsam und bewahrt, sollen wir Frieden halten unter einander, und die wirklich Frommen werden auch verstehen, das zu thun. Aber eine wissenschaftliche Analyse dieser „Granitblöcke“ ist dann etwas ganz andres. Der Verstand irrt stets weit leichter und mehr als das Gemüt. Hier können und werden weit größere Meinungsverschiedenheiten entstehen und können und müssen in treuer gemeinsamer Arbeit — wie die Geschichte zeigt, oft durch Jahrhunderte — getragen und bearbeitet werden, wenn nur der religiöse Kern der naiven, zuletzt aber doch nicht ausreichenden Glaubensgewißheit des frommen Gemüts unberührt bleibt. Die Gedankengestalt des gleichen Inhalts ist dann nur verschieden und oft öde und scholastisch genug. Nichts ist größer als das fromme Gemüt. Es stellt, kaum und im Letzten nie gebunden durch den bloßen Buchstaben der Schrift, die Entscheidung über die höchsten Probleme und tiefsten Geheimnisse einfach hin, wie es geschieht im „apostolischen Symbol.“ Das testimonium spiritus sancti internum,*) das Ritschl irrtümlich ablehnt, wird überall das Letzte und Höchste bleiben. Die Form wird der Christ meist aus der Schrift nehmen, aber mit innerer, eigen empfundner Notwendigkeit, oft genug errungen in schwerer innerer Arbeit oder durch öffentlichen Kampf. Eine wissenschaftliche Begründung giebt das naive Bekenntnis nicht, kann es sich nicht geben. Es trägt immer zunächst weiblichen Charakter an sich. Wie die den Mann weit überragende Gefühlsreligion der Frau sich so gut wie nie und am wenigsten wissenschaftlich zu begründen vermag und in ihr doch fester steht und tiefer gegründet ist als der Mann, so steht es mit der Religion und dem Bekenntnisse des frommen Volksgemüts, bis

*) Das innere Zeugnis des heiligen Geistes. Wie das hier der verehrte Verfasser meint, lehnt es Ritschl gewiß nicht ab! D H

es die jammervolle Reflexion wüster Agitatoren, wie jetzt, entleert und verroht. Und wehe dem Forscher, der die Ehrfurcht und Vorsicht gegenüber dem kirchlichen Volksgemüte verlor, er wird überall fehlgreifen und auf der Oberfläche bleiben. Nur der Thor und geschichtlich Unkundige würde leugnen können, daß im apostolischen Symbol das aus der regula fidei*) allmählich sich auf- und ausbauende Volksgemüt der ältesten christlichen Kirche pulsirt; es pulsirt dort trotz der scheinbaren Kälte und Einfachheit seiner einzelnen Sätze. Was vielen von uns nur Formel geworden ist, war der alten Kirche Leben und Kraft, wirkliches Bekennen, Lebenskeim zu einem Jahrhunderte währenden kirchlich-religiösen Aufbau. Trotz innerer und äußerer Schwächen hat die Weltgeschichte keinen riesigern Geistesbau gesehen und empfangen. Die trinitarischen und christologischen Kämpfe und Ergebnisse stammen ihrer Substanz nach (nicht in der relativ wissenschaftlichen Form) aus urchristlicher, keineswegs aus hellenischer Wurzel. Ihr Saft treibt schon, wie mächtige Frühlingsverheißung, im symbolum apostolicum, und die „Wurzel“ sieht manchmal auch sonst recht knorrig aus. Aber nicht für den sachverständigen Gärtner und Botaniker.

Auf die Gefahr hin, pauschal statt zu den „Jungen“ zu den „Alten“ gerechnet zu werden — was dem Siebzigjährigen nicht eben zur Unehre gereichen würde, ich aber ablehne —, spreche ich auf Grund einer Lebensarbeit, in der Dogmatik überhaupt und an dem apostolischen Symbol insbesondre, die Ueberzeugung aus, daß nur wenige dafür dogmatisch durchgebildet und in der Lage sind (dogmatisch, also wissenschaftlich dialektisch), das apostolische Symbol zu verstehen und zu entwickeln. In seinen zwölf Sätzen, fast nur aus Worten der Schrift bestehend, hat es etwas an sich von dem Charakter der letztern: es ist „ein Bach, den ein Lamm — das naive, einfach religiöse Gemüt — leicht durchwatet, und in dem doch ein Elefant ertrinken kann“ — die bloße Reflexion des Verstandes. Je öfter ich mich mit ihm beschäftigte im Vortrage der Dogmatik und früher — was hier noch mehr bedeuten will — in zweiundzwanzigjährigem Konfirmandenunterrichte, um so unerschöpflicher erschien es mir mit seinen fast nur prinzipiellen Heilsgedanken, und desto mehr lernte ich es bewundern in seinem einfachen, unkünstlerischen und doch wesenstiefen Aufbau. Der Seminarist, der ja dogmatische Durchbildung nicht empfangen kann, schon darum nicht, weil ihm sprachlich die Möglichkeit fehlt, exegetisch die zu Grunde liegenden Stellen des Neuen Testaments durchzuarbeiten und zu durchdringen, kann den zweiten Artikel, mit dem auch der erste (laut Erfahrung) fällt, nur dann seinen Schülern erklären und aufschließen zu Lebensgedanken, wenn er für sich auf die dogmatische Bewältigung des ihn überragenden Gedankens verzichtet und ihn mit dem einfachen religiösen Gemüte erfaßt und behandelt, aus dem er kirchlich geboren ist. Im Gegenfalle wird er — wie ich als Schulinspektor hunderte von malen erfahren habe — ledern und langweilig werden für seine Kinder, weil er selbst gelangweilt wird und verständnislos ist. Im andern Falle dagegen weiß er auch für die Kinder nicht ein und nicht aus vor der unerschöpflichen Fülle der Höhen und Tiefen göttlicher Heilsgedanken, die ihm zuwachsen. Und das Gemüt der Kinder versteht sie ganz gut, wie seine auf gleicher Basis ruhenden Kirchenlieder.

Und dabei handelt es sich nicht etwa um „Eintragungen,“ am wenigsten um solche, die bei Wahrhaftigkeit des Lehrenden und Bekennenden unmöglich werden, weil sie das „Gegenteil“ vom Sinne des Wortlautes enthalten würden. Solche kenne ich wenigstens im apostolischen Symbole nicht. Umgekehrt: es handelt sich um den Aufschluß des wirklichen und historischen Sinnes, den das fromme Gemüt der Schrift und der Gemeindebekenner mit den Worten verband, naiv, aber nur desto tiefer, lebenswahrer und lebensmächtiger — laut des Zeugnisses der ganzen Kultur- und Kirchengeschichte. Ich habe es z. B. seit langem, sehr langem schon nicht begreifen können, wie man Anstoß nehmen kann nicht bloß an dem Ausdrucke „Gemeine der Heiligen“ — es sind die bekannten „Heiligen“ des Paulus im Sinne der objektiv und gewiß, aber deshalb noch nicht auch

*) Glaubensregel.

moralisch schon Erlösten —, sondern auch an dem Ausdrucke: „empfangen vom heiligen Geiste.“ Wenn unter uns doch Einmütigkeit darüber besteht, daß Jesus Christus der Unvergleichliche ist, der den Geist hatte „ohne Maß“ und von der Wurzel seines Lebens her: so wüßte ich nicht, wie er hätte anders empfangen und geboren werden können, als in der Kraft aus der Höhe, als in der Kraft des heiligen Geistes. Ganz abgesehen davon, daß Ausdruck und Gedanke schriftgemäß ist, wäre die Annahme des Gegenteils inkonsequent und irrational. Der heilige Geist wirkt zwar immer und überall: aber wozu und wann brauchen wir ihn und superlativ mehr als hier? auch wenn wir unwissenschaftlich verzichtend — angeblich weil es „Metaphysik“ ist — von dem göttlichen, himmlischen Geheimnisse schweigen, das nach Schrift, Sache und Wissenschaft notwendig hinter und über der Person Jesu von Nazareth steht, sobald wir sie und ihren Erlöser„wert“ nicht bloß willkürlich setzen und behaupten, sondern geschichtlich und religiös begreifen wollen. Sie wäre ein Baum mit Früchten ohne Wurzel! Es ist für mich schwer zu verstehen, was dieser Anstoß überhaupt dogmatisch unter „heiligem Geist“ und seinem Wirken versteht? Und ebenso steht es mit dem andern, schwerern: „geboren von der Jungfrau Maria.“ Wer freilich den ebenfalls schriftgemäßen Ausdruck und Gedanken ins Physiologische herunterzieht, wer, wie es die triviale Massenauffassung begreiflich thut, mit apokryphischen Evangelien schon geschmacklos genug ist, Hebammen herbeizurufen und ihre Verwunderung aussprechen zu lassen über das „physiologische“ Wunder, daß eine „Jungfrau“ gebiert: der muß, und mit vollem Rechte, Anstoß nehmen an einem Gedanken und einer Aussage, die nicht bloß ein Wunder, sondern gedankenlos und ganz unnötig einen „Zauberakt“ setzen würde. Denn das „Wunder“ ist seinem strengen Begriffe nach zwar stets das unmittelbare Eingreifen des weltverschiednen Gottes, aber immer nur auf Grund seiner eignen Naturordnung, weder ohne sie noch gegen sie. Das Gegenteil wäre eben „Zauberei,“ und die kennt weder die Erfahrung noch die Schrift. Die „Jungfrau“ Maria hier ist, wenn wir uns einer „Eintragung“ nicht schuldig machen sollen, nur die Repräsentantin der Menschheit, die ohne Zuthun der eignen Kraft den Erlöser als Gnadengeschenk Gottes allein empfängt, also jungfräulich. Die erst zu erlösende Menschheit konnte nicht aus eigner Kraft ihren Erlöser gebären, dann hätte sie sich selbst erlöst und brauchte den Sohn Gottes nicht. Die protestantische Grundlehre, die sola gratia*), Gott allein der Urheber wie unsrer Erlösung so unsers Erlösers: das ist das religiöse Empfinden und Bekennen der Schrift und Urkirche mit dieser „Jungfräulichkeit,“ allerdings mit einer Poesie der Form und mit einer Wahrheitstiefe, die zwar den Schriftkundigen nicht überrascht, aber nicht jedermann leicht zugänglich ist. Ebenso wie Maria die Repräsentantin der nur empfangenden Menschheit ist, ist in der hier zu Grunde liegenden Stelle Jes. 7, 14 die alma nach richtiger Auslegung das „Volk Gottes,“ die „Gemeinde Israel,“ die von ihrem „Gatten“, Gott (Jave), ihren Erlöser und Retter, den Immanuel, empfangen soll. Will jemand, wie ja vorliegt, als auch schriftgemäß, den Joseph hinzunehmen, unter Berufung auf die Josephsgenealogie Matth. 1, 1—16 (und bei richtiger Auslegung auch Luk. 3, 23 ff., Röm. 1, 3 u. s. w.), so ist das bei der idealen Lage der Sache durch nichts gehindert; schon Matth. 1, 1—16 und 17 ff. verbindet unbedingt beides, und zwar dogmatisch richtig. Es ist kein Grund da, dies hier näher zu erörtern. Nur bleibt fest, daß die „Jungfrau“ Maria den Sohn Gottes von Gott allein empfangen und Joseph an dem keinen Anteil hat; ja Christus ist, wiederum in diesem Sinne sogar ἀμήτωρ (Hebr. 7, 3), „ohne Mutter.“ Seine Zukunftsheimat ist ganz der Himmel und Gott.

Das will die alte Kirche mit der Schrift sagen und bekennen. Und wer, wie es mein Fall ist, dogmatisch und exegetisch die persönliche Präexistenz des ewigen Sohnes Gottes mit Johannes, mit Paulus, mit dem Hebräerbriefe gewonnen hat: dem ist es kein abstraktes „Wunder“ mehr, sondern „natürlich,“ daß Christus auf andre Weise als wir in diese Welt hineingeboren ist — nach dem gewöhnlichen, dogmatisch unzutreffenden Ausdrucke „übernatürlich,“ als ob in der Welt oder Natur des lebendigen, alles durchwaltenden Gottes irgend etwas „außer- oder übernatürlich“ in des Wortes genauem Sinne geschehen könnte! Es war Christo dann ebenso „natürlich“ anders geboren zu werden als wir, wie es uns, nach unsrer Präexistenz hier, „natürlich“ sein wird, in das höhere Leben einst durch eine andre Geburt einzutreten, als wir sie hier haben. Diese außerordentliche Geburt Jesu war den genannten apostolischen Männern (und mit Recht) so selbstverständlich, daß sie bei ihrer prinzipiellen christologischen Stellung gar keinen Anlaß mehr fanden, sie ausdrücklich hervorzuheben. Das apostolische Symbol thut es noch, thut es mit den Evangelien und mit der religiös-dogmatischen Notwendigkeit der Sache selbst. Eins steht und fällt mit dem andern.

*) Gnade allein.

Doch wider meine Absicht bin ich doch etwas mehr in das Einzelne der Frage eingegangen. Ich breche ab. Mich leitete nur der Gedanke, daß es verantwortlich ist für uns, in dieser Sache zu schweigen. Der tiefere Hintergrund des Christologischen, der in der Trinität liegt, kann hier doch nicht erörtert werden. Ich glaube, meine lieben Freunde brauchten dem apostolischen Symbol gegenüber nicht so bedenklich zu sein; ich stand, als ich noch zu den „Jungen“ gehörte, ähnlich wie sie, meine aber vorwärts und tiefer gekommen zu sein. Ich kenne kein ehrwürdigeres und tieferes kirchliches Dokument nächst der Schrift, als das allmählich, aber mit irrelevanten Schwankungen aus dem Herzen der Kirche in deren lebendigster Zeit geborene apostolische Symbol. Ich werde es mit Luther stets verteidigen, wie denn auch die letzte (Eisenacher) Erklärung ausdrücklich die Absicht in Abrede stellt, es aus der Kirche zu entfernen. Es ist mir schon darum wert und bedeutsam, weil es mit dem „Vater unser“ ein gemeinsames Band noch ist fast für die ganze christliche Kirche. Ich weiß es aus manchem Zeugnisse der Diasporaprediger, daß gerade die Vorlesung des apostolischen Symbols in den evangelischen Gottesdiensten, und dort oft auch bei den von allen besuchten Begräbnisfeiern, den anwesenden Katholiken eine mit Staunen und Genüge hingenommene Widerlegung der Lüge ihrer Priester war, daß die Protestanten weder an Gott noch an Christum glauben. Daß der unwissende Markos Eugenikos von Ephesus auf dem Konzil zu Florenz 1439 erklärte, daß er von einem apostolischen Symbol nichts wisse (weil bekanntlich allmählich das Nicaenische Symbol in der griechischen Kirche zum Taufsymbol geworden ist), und daß die bedeutungslose Kirche Abessiniens wirklich nur vom Nicaenischen Symbol weiß, ist gleichgültig. Gerade der griechische Orient ist die ursprüngliche Heimat des apostolischen Symbols, und kein Bekenntnis wie dieses annähernd ein „ökumenisches.“ So entschieden wir gegen Rom stehen, und gerade jetzt gegen seine Anmaßungen auf die Wacht gestellt sind: wir sollen nicht vergessen, daß wir alle „Christen“ sind, und sollen pflegen, was gemeinsam blieb. — Die wilden Wasser sind leicht entfesselt, aber dann schwer eingedämmt!

Aber trotz diesem Schutzworte für das Symbol werde ich nun und nimmer in den Reihen derer stehen, die durch bloße mehr oder weniger inhaltlose, wenn auch noch so ernst gemeinte „Proteste“ der Sache beikommen wollen, und wohl gar die Staatshilfe anrufen gegen Männer, die sich mit uns zu Christo, dem Sohne Gottes als unserm einigen Herrn und Erlöser bekennen, wenn auch, wie ich ebenfalls glaube, ohne die volle Konsequenz des religiösen und dogmatischen Gedankens. Die hauptsächlich beanstandeten beiden Sätze liegen, wie ich überzeugt bin, in dem Bekenntnisse zum „Sohne Gottes“ selbst; sie sind fundamental, aber nur deshalb, weil sie in diesem Bekenntnisse liegen, und das ist da. Die Wissenschaft muß frei sein, oder sie ist nicht „Wissenschaft,“ am wenigsten evangelische. Mit bloßen gesetzlichen Formeln ist nichts gethan. Andrerseits kann und muß die Kirche von ihrer theologischen Wissenschaft fordern, daß sie nicht bloß einreißt, sondern auch aufbaut auf dem Grunde des Alten das Neue, dessen wir nicht entbehren können, das aber Ehrfurcht bewahrt vor dem Bewährten, und so demütig wie entschlossen den Geist walten läßt, der (1. Kor. 2, 8—10) den Mut besitzt, auch die Tiefen der

Gottheit zu erforschen. Der heilige Geist ist kein Skeptiker. Ohne etwas Metaphysik geht es nun einmal selbst in der elementarsten Frömmigkeit nicht. Dieses Christentum im großen Sinn und Geist ist Friede und nicht Streit, es sucht — bei aller Entschiedenheit — das Gemeinsame und nicht das Trennende. Wir brauchten diesen Geist nie mehr als zu dieser Zeit! Der entstandne Kampf ist vom Uebel. Aber einmal da, möge er in gegenseitiger Achtung und Liebe geführt werden!

Leipzig, den 15. Oktober 1892 D. Fricke

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Ihr werter Brief hat mich lebhaft in die Zeit zurückversetzt, wo ich die Freude hatte, zu Ihren Füßen zu sitzen. Es ist mir noch genau in der Erinnerung, wie Sie zu Ihren Studenten über den Fall Sydow und den Apostolikumsstreit von 77 sprachen. Ich glaube dem, was Sie uns damals ans Herz legten, nicht untreu geworden zu sein. Wenn ich in Einem davon abgewichen bin, so war es dies, daß ich naiv genug war, bei der Veröffentlichung des Harnackschen Artikels eine sachlichruhige Erörterung des dort Vorgetragenen von seiten der Andersmeinenden zu erhoffen. Man glaubt eben trotz aller Erfahrungen, die man nachgerade in Kirche und Kirchenpolitik gemacht haben könnte, noch immer mehr, als erlaubt ist, an das gegenseitige innere Verständnis der verschiednen kirchlichen Richtungen. Das wissen Sie von mir, daß ich ohne Leidenschaft und ohne grundstürzende Tendenzen an diesem Handel mit teilhabe, den ich nach der Art und Ausdehnung, die er jetzt angenommen hat, lebhaft beklage. Denn menschlich angesehn ist jetzt seine einzige Frucht eine große Verwirrung der Gemüter.

Ihrem Friedenswort wünsche ich darum von Herzen Gehör. Zur Sache befürchte ich, daß trotz ihrem nachdrücklichen Widerspruch gegen Harnack die Gegner Sie mehr, als Ihnen lieb ist, zu uns „Jungen" werfen werden. Denn so viel ich sehe, kommt es bei dem nun leider im Mittelpunkt des Strudels hin und her getriebnen Lehrstück den Gegnern auf nichts andres an, als auf das, was Sie das physiologische Wunder nennen. Eben von hier aus ist es ja allein erklärlich, daß sie bei uns nur Leugnung und Unglauben sehen.

Uns bleibt, wie die Dinge stehen, nichts andres übrig, als das Positive, den Glauben, den heiligen Geist und Frieden, den wir dank unserm Herrn Christus haben, bei aller Wahrung unsrer wissenschaftlichen Stellung (in der wir ja irren können), allen, die mit Ernst Christen sein wollen und sich die Mühe nehmen, uns zu hören, mit unsrer ganzen Kraft verständlich zu machen. Das ist das Programm, das uns dieser leidige Streitfall vorzeichnet. Solche Arbeit wird in Ihrem Sinne sein. Und ob wir damit scheinbar wenig oder nichts erreichen, so wird der Herr der Kirche doch auch unsern Dienst nicht verachten. Darin bin ich, wie sehr ich Ihre Sorge und Betrübnis teile, doch wieder fröhlich und getrost: Gott wird auch diesen bösen Streit, den kein Mutwille vom Zaun gebrochen hat, seiner Gemeinde zum Besten wenden.

In herzlicher Hochschätzung und Ergebenheit

Ihr dankbarer Schüler D. Rade

Zur Verantwortung

An die Kreuzzeitung

In Nr. 485 nimmt die Kreuzzeitung von unsrer Eisenacher Erklärung Kenntnis und bemerkt dazu:

> In der Erklärung wird behauptet, daß die evangelischen Bekenntnisse der . . . Erzählung von der jungfräulichen Geburt Jesu „eine solche für den Glauben entscheidende Bedeutung" nicht gegeben haben.

Hiergegen verweist die Kreuzzeitung auf Artikel 3 des Augsburger Bekenntnisses und auf die Schmalkaldischen Artikel I, 4 und fährt fort:

> Jene Behauptung der Erklärung ist eine Unwahrheit.

Die Kreuzzeitung macht es sich leicht. Die Lehre von der Jungfrauengeburt führen unsre Bekenntnisse sämtlich als etwas Selbstverständliches mit sich. Keiner, der diese Lehre leugnet, wird sich dafür auf diese Urkunden berufen können. Was aber wir gesagt haben, ist nur dies, daß, wenn die Bekenntnisschriften etwas als Hauptstück der christlichen Lehre bezeichnen, auf die es zum Christsein vor anderm ankommt, sie dann so nicht reden wie die Erklärung der Lutherischen Konferenz, der unser Widerspruch gilt. Da heißt es vielmehr z. B. in der Conf. Aug. 20:

> Dieweil nun die Lehre vom Glauben, die das Hauptstück ist in christlichem Wesen, [nebenbei bemerkt trotz kirchlichem Gebrauch des Apostolikums] so lange Zeit, wie man bekennen muß, nicht getrieben worden. . . .

Diese Lehre vom Glauben im Sinne der reformatorischen Bekenntnisse ist uns so sehr das Hauptstück, daß wir allein aus ihrem Besitz die Freiheit nehmen, mit der wir von etlichen Sätzen der kirchlichen Ueberlieferung reden. Dieser unser Standpunkt mag ein irriger sein, aber eine Unwahrheit ist das, was wir in jenem Satze unsrer Erklärung gesagt haben, nicht.*)

R

Warum wir keine Unterschriften sammeln und veröffentlichen

Von den verschiedensten Seiten werde ich gedrängt, weitere Zustimmungen zu unsrer Eisenacher Erklärung nicht nur anzunehmen, sondern zu veröffentlichen. Der Gedanke, auf diese Weise den von unserm Widerpart beliebten Kundgebungen ein Gegengewicht zu schaffen, liegt ja nahe genug, und seine Ausführung ist uns eine Weile in Eisenach selbstverständlich gewesen. Vornehmlich deshalb, weil der in Eisenach versammelte Kreis ein einigermaßen zufälliger war: von solchen, deren Zustimmung ebenso wertvoll wie unfraglich war, fehlten die einen, weil sie nicht geladen waren, die andern, weil sie nicht hatten kommen können. Es schien also beinahe eine Verpflichtung vorzuliegen, diese Männer zur nachträglichen Mitäußerung einzuladen. Und da persönliche Aufforderung einer Auswahl von Männern wieder eine willkürliche Begrenzung in sich geschlossen hätte, empfahl sich von selbst der Weg, eine unbeschränkte Subskription öffentlich auszuschreiben.

Vor dem Beschreiten dieses Weges sind wir aber in letzter Stunde noch zurückgeschreckt. Und zwar vornehmlich unter dem Eindruck, den uns der Vorgang unsrer Gegner machte.

Die Kreuzzeitung und der Reichsbote, vielleicht auch andre Blätter, bringen ja ohne Unterlaß Erklärungen von Konferenzen, Synoden, Vereinen mit vielen Namensunterschriften. Es sind das dieselben Blätter, die in dem ganzen Streit das Feuer dadurch meisterhaft geschürt haben, daß sie kein Wort zur Verständigung gehört, keine an sie gerichtete sachliche Frage beantwortet, keine aus dem Leserkreise ihnen zugegangne Gegenerklärung aufgenommen und zuweilen sogar über Thatsachen unzutreffend berichtet haben. Ich habe das genauer nur an der Kreuzzeitung verfolgt und möchte für meine letzte Anschuldigung einen Beleg nicht schuldig bleiben. Die Volksversammlung am Abend des 14. Oktober in Berlin, in der Stöcker

---

*) Zu viel beweist die Kreuzzeitung mit ihrem zweiten Zitat Artt. Smalc. I, 4. Dort ist zu den hohen Artikeln der göttlichen Majestät gezählt: ex Maria pura sancta semper virgine. Die katholische Anschauung von der perpetua virgo ist hier mit übernommen. Ist das für die Kreuzzeitung auch noch fundamental? Gar viele von den Protestirenden würden dann mit uns in gleicher Verdammnis sein.

Genau dasselbe trifft, wie ich nachträglich sehe, auch die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung. Man versteht uns nicht. Wozu haben wir das „entscheidende" unterstrichen? Wir unterstreichen es zwei-, drei-, vierfach. Will man uns nicht verstehen?

Eine wunderliche Frage ist dieselbe Kirchenzeitung imstande öffentlich aufzuwerfen. Unsre Erklärung ist datiert: Eisenach, den 5. Oktober. Eine Erklärung des Evangelischen Bundes, abgedruckt in unsrer Nr. 43: Eisenach, den 11. Oktober. „Diese Thatsache hat die Meinung hervorgerufen, daß der Vorstand des Evangelischen Bundes und die Mitarbeiterkonferenz der Christlichen Welt, d. h. die Ritschlsche Schule, in Eisenach gemeinsam getagt oder doch in Verbindung gestanden haben. Es liegt im dringenden Interesse der Kirche zu wissen, wie es mit dieser Sache steht. Wir bitten um freundliche Auskunft." Nun, wir waren am 5. Oktober in Eisenach, der Bundesvorstand, dem, so viel ich weiß, keiner von uns angehört, vermutlich am 11. Oktober. Welche Phantasien! Die solchem Geschwätz Glauben schenken, kennen weder uns noch den Evangelischen Bund.

D H

und Vogel dem Entrüstungssturm Worte gaben, hat keineswegs den für die Einberufer erwünschten glänzenden Verlauf genommen, den der Bericht der Kreuzzeitung ihren Lesern vorspiegelt. Man muß erst den Bericht der Post hinzunehmen (abgedruckt in Nr. 581 der Nationalztg.), um zu erfahren, daß der Widerspruch einer achtenswerten Minderheit sich nicht ohne Erfolg gegen die Auffassung der Mehrheit gewehrt hat.

Von eben dieser Volksversammlung schreibt die Kreuzzeitung: „Wir hoffen, daß dieses Beispiel Nachfolge finden wird. Hier scheint uns die richtige Form gegeben zu sein." Unter der Führung derselben Blätter, die also von jetzt ab Volksversammlungen zur Ausfechtung des schwebenden Streites ins Werk setzen werden, sind auch die Entrüstungskundgebungen mit den vielen Unterschriften zustande gekommen. Ich leugne gar nicht, daß da viel redliche Empörung zu Tage gekommen ist; es wäre schrecklich, wenn es nicht so wäre. Aber das steht außer Zweifel, daß Ungezählte, was eigentlich in der Sache von unsrer Seite gesagt worden ist, nicht gelesen, sondern nur so kennen gelernt haben, wie es von leidenschaftlichen Rednern oder Zeitungsschreibern ihnen beleuchtet und zurechtgemacht wurde. Wie viele auch nur von den Theologen haben sich die Fragen vorgelegt und beantwortet, die ich in Nr. 36 an die Kreuzzeitung gerichtet habe? Und wie viele Laien haben sich ernstlich bemüht, zu erfahren, was wir wollen? „Abschaffung des Apostolikums," das war das Schlagwort, welches zündete, und eben dieses Schlagwort haben unsre Gegner — erfunden.

Eine einfache Durchsicht der sämtlichen Erklärungen und Prüfung ihres Wortlauts, wozu sich freilich niemand so leicht entschließen wird, liefert den Beweis, daß eine sachliche, ruhige Erwägung unsrer Position von seiten unsrer Gegner in den seltensten Fällen stattgefunden hat. In ihrer geschwinden Empörung konnten etliche sich so weit vergessen, daß sie imstande waren, den Vater Harnack gegen den Sohn in ihren Resolutionen auszuspielen. Wahrlich, wo es sich um Glaubens- und Gewissenssachen handelt, da müssen wohl auch Vater und Sohn einmal andre Wege gehen; aber was wissen denn jene christlich Entrüsteten davon, ob nicht Vater und Sohn trotz ihrer theologischen tief einschneidenden Differenzen die Gemeinschaft des Geistes dennoch fest bewahrt haben? Anderswo haben sich unsre Gegner nicht gescheut, die Parole auszugeben: „Revanche fürs Volksschulgesetz" und damit die Schwankenden zu terrorisiren.

Es wäre uns ein Leichtes, etliche hundert Namen unter unsre Erklärung zu sammeln. Aber die darauf drängen, bitten wir freundlichst, es bei den Eisenacher Namen bewenden zu lassen. Daß viele hinter uns stehen, Geistliche, Lehrer, Laien, wissen die, auf deren Urteil es ankommt. Für alle freundlichen Zustimmungen, die mir zugegangen sind, danke ich herzlich, und versichere, daß die Namen, die sich uns zur Verfügung gestellt haben, gewissenhaft gebucht sind. Aber ehe wir davon Gebrauch machen, müßten doch ganz andre Ereignisse eintreten als bisher.

Keinerlei Demonstration und Agitation von unsrer Seite! Wir haben diese Künste grundsätzlich immer verworfen, weil sie der Kirche kein Heil bringen: wir können uns doch durch diese gegenwärtige Erregung nicht von unsern Grundsätzen abbringen lassen! Die Eisenacher Erklärung war für uns notwendig als ein Zeugnis unsrer Wahrhaftigkeit und Gemeinsamkeit; aber nichts soll uns doch hineindrängen in die heillosen Geleise kirchenpolitischen Parteitreibens. Um diesen Preis wäre selbst ein augenblicklicher glänzender Erfolg nach außen zu teuer erkauft.

Zudem dürfen wir nicht vergessen, daß der Harnacksche Artikel, an den sich die Entrüstung der Gegner angeheftet hat, gemeint gewesen ist nicht zur Entfachung, sondern zur Beschwichtigung vorhandner Unruhe. Sollen wir selbst unsern Gegnern den Gefallen thun und nun doch das Kriegsgeschrei unsrerseits vermehren, mit dem sie die Luft füllen? Wir haben nächst der Waffe des Gebets, die ein jeder wider die Nöte dieser Zeit, auch die innern Nöte der Kirche mit Ernst brauchen möge vor seinem Gott, nur Eine Waffe gegen unsre Gegner, die wollen wir treu und unverbittert führen, das ist die Waffe geistiger Arbeit.

R

Die Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend

4. Die Fürsorge und ihre Mittel im einzelnen

(Schluß)

Bis dahin bewegen wir uns durchaus auf dem Boden dessen, was ganz allgemein Pflicht aller Kirchgemeinden und ihrer Diener gegen alle ihre Neukonfirmirten und an allen ohne Unterschied zu üben ist. Daß wir treu darin sind, das ist die Grundlage, auf der erst weitere Maßregeln und Einrichtungen der Fürsorge gesund gedeihen können.

Was in dieser Beziehung weiter als Mittel der Fürsorge vorgeschlagen worden ist und geübt wird, ist allgemein bekannt. Ich bin kaum imstande, etwas Neues hinzuzufügen, und will längst Bekanntes und viel Besprochenes nicht wiederholen. Die innere Mission hat ja ein ganzes Arsenal gerüstet, um damit gegen die Verderber unsrer Jugend zu streiten und sie vor ihren Feinden zu schützen, von den noch mehr in den Rahmen des eigentlichen pfarramtlichen Wirkens hineingehörenden freien Versammlungen der Konfirmirten an bis zu jenem großen internationalen Bunde der „Freundinnen des jungen Mädchens."*)

Von den meisten dieser Veranstaltungen gilt es, wie von den Veranstaltungen der innern Mission überhaupt, daß sie selbst Symptome der in der gegenwärtigen Krisis eingetretenen Zersetzung der natürlichen Gemeinschaftsformen sind. Das Haus, die Familie können aus äußern oder innern Gründen ihre Schuldigkeit an dem heranwachsenden Geschlecht nicht mehr in vollem Maße thun. An ihre Stelle treten die künstlichen Gemeinschaften der rettenden Liebe. Daß sie künstlich, daß sie Surrogate sind, darf ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden. Vielmehr haben wir alle Ursache, uns der Erfindungsgabe der erbarmenden Liebe zu freuen, aus denen diese mannigfaltigen Veranstaltungen hervorgegangen sind. Aber vergessen wollen wir doch nicht, daß wir es da vielfach mit Notbehelfen zu thun haben, zu denen man eben doch nur greift, wenn die Not dazu drängt . . . .

In unsern Städten sind ja wohl heutzutage überall die oben geschilderten Voraussetzungen gegeben, durch die das Eintreten der innern Mission und ihrer Vereinigungen nötig gemacht wird. Daß dagegen in ländlichen Verhältnissen für eigentliche Jünglings- und Jungfrauenvereine zunächst kein Boden ist, darin stimmen die meisten der mir zugekommenen und zugänglichen Urteile überein. Am ersten wird da immer noch etwas mit den freien außerkirchlichen Versammlungen der konfirmirten Jugend zu machen sein. Allerdings lauten die Berichte über die bei uns gemachten Versuche keineswegs sehr ermutigend. In den meisten Fällen ist es bei kurzen Versuchen mit den konfirmirten Mädchen geblieben, die man zu Gesang, Spiel, zur Arbeit für Arme und für die Mission gesammelt hat. Zuerst kommen sie willig, dann werden sies überdrüssig, oder sie lassen sichs durch den Spott der Burschen verleiden — so ungefähr lauten die vielerorts gleichermaßen gemachten Erfahrungen. Mit den jungen Burschen hat man den aussichtslosen Versuch kaum irgendwo gewagt. Jedoch fehlt es auch nicht an einzelnen erfreulichern Erfahrungen, besonders mit den Mädchen; und es will mir doch scheinen, als ob auf diesem Gebiet noch etwas zu machen wäre. Wir sind nur ein bischen zu schwerfällig und müssen es erst besser lernen, uns der Saulsrüstung des Amtskleides und der Amtsmiene zu entledigen und als Leichtbewaffnete zu kämpfen. Jaspis hat so unrecht nicht, wenn er in der Landeskirche etwas den Missionstrieb vermißt. Ohne den kommen wir in unsrer Zeit nicht aus. . . . .

Im übrigen will ich auf das Wie und Wann solcher Vereinigungen nicht weiter eingehen, sondern nur noch ein Wort über das Wo sagen. Das gehört in der That zu den Zeitfragen. So manche von den neuen Aufgaben, die unsre Zeit in unsern Gemeinden stellt, scheitert an der Lokalfrage. Hesselbacher hat darum ganz Recht, wenn er schreibt:

---

*) Hier und an den späteren durch . . . bezeichneten Stellen mußten nicht unbeträchtliche Stücke für den Sonderabdruck zurückgestellt werden.

D H

Wir brauchen heutzutage neben der Kirche überhaupt einen Saal. Im Wirtshaus sollte er nicht sein — der Versuchung wegen. In neu zu erbauenden Pfarrhäusern sollte überall auch ein Konfirmandensaal sich befinden, der dann auch zu diesen Zwecken benutzt werden könnte. Da aber in den bisherigen Pfarrhäusern selten ein Konfirmandensaal sich findet, so sollte man die nicht vom Pfarrer benützten Oekonomiegebäude zu diesem Zweck umbauen. Gehörte früher Oekonomie zur Pfarrthätigkeit und zum Pfarrhause, so heutzutage die innere Mission an dem heranwachsenden Geschlecht, und darum ein geeignetes Lokal, das unter den Augen des Pfarrers liegt.

Das trifft meines Erachtens den Nagel auf den Kopf. An der Lokalfrage hängt in der That sehr viel. Das vorhandne Lokal wird aber auch uns selbst ein stummer Prediger von den neuen Fragen, Sorgen und Aufgaben unsrer Zeit sein.

Und diese Fragen, Sorgen und Aufgaben bestehen und klopfen immer ungestümer an die friedliche Pforte des Pfarrhauses und an die Thür unsrer Studierstube. Und das müssen wir festhalten: es ist nicht damit gethan, daß wir über die unliebsamen Erscheinungen klagen, wider sie predigen und zeugen, auch nicht, daß wir den staatlichen Arm aufbieten, um Zucht zu üben. Daß dazu dringendes Bedürfnis ist, davon werden wir nachher noch zu reden haben. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die von uns beklagten Auswüchse doch vielfach Auswüchse an einem vorhandnen starken Triebe sind. Es genügt daher nicht, diese Auswüchse auszubrechen. Wir müssen uns bemühen, die vorhandnen Triebe in unsre Gewalt zu bekommen und sie in die rechten Bahnen zu leiten. Das Verlangen der Jugend nach Gemeinschaft mit Ihresgleichen, nach Freude, Vergnügen ist menschlich berechtigt, und die Jugend wird nur dann willig sein, auf unsre mahnende und warnende Stimme zu hören, wenn sie uns anmerkt, daß wir auch Verständnis für ihre berechtigten Bedürfnisse haben, und uns bemühen, ihnen dafür teilnehmende und treue Berater zu werden. Ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß ich für diese Beurteilungsweise auf allgemeines Einverständnis rechnen darf. Anders steht es freilich mit der praktischen Frage: Was sollen wir thun, und wie sollen wirs anfangen? Ich will Sie mit den Ihnen allen bekannten Rezepten verschonen. Ich habe das Einzelne in meinen Thesen angedeutet. Was da möglich und ausführbar ist, was da rätlich und aussichtsvoll ist, darüber sind die Meinungen sehr geteilt, und jeder muß da nach seinen besondern Verhältnissen verfahren. Nur das muß uns feststehen: es darf nicht so weiter gehen mit unsrer Jugend, wir dürfen nun und nimmer müßig zusehen, wie sie immer weiter auf verderbliche Wege gerate, wir dürfen nicht jener Henne gleichen, die Enten ausgebrütet hatte, und nun jammernd über ihre entartete Brut, die lustig auf dem Wasser schwamm, am Ufer des Baches auf und ab lief. Wir müssen Rat schaffen, auch wenns hundertmal fehlschlägt, und müssen uns die Jugendfrische der göttlichen Treue erbitten, die jeden Morgen über uns neu und nie verdrossen wird.

Auf eines wollte ich mir erlauben, besonders aufmerksam zu machen und es zur Erwägung zu stellen. Wäre es denn nicht möglich, daß wir die ganze Art, wie unsre Jugend ihre Erholung sucht und dem Vergnügen nachgeht, dadurch umgestalten könnten, daß wir in unserm Volk die altgermanische Freude an Volksspielen, Wettkämpfen und dergl. wieder zu erwecken suchten? Dieses Ziel hat sich der „Zentralausschuß zur Förderung der Jugend- und Volksspiele in Deutschland" unter der rührigen Leitung des Landtagsabgeordneten E. von Schenkendorff in Görlitz und des Dr. med. Schmidt in Bonn gestellt. Es werden zu diesem Zwecke Spielkurse für Lehrer veranstaltet, eine reiche Litteratur ist entstanden, für Anleitung und Beschaffung der Geräte ist gesorgt. Erfolge sind freilich bisher nur in den Städten erzielt worden. Aber gerade die von dem Verein gegebne Darstellung über die Volksspiele des Mittelalters in Stadt und Land lassen die Hoffnung nicht unberechtigt erscheinen, daß auch die Jugend des Landes für solche Volksspiele wieder zu gewinnen wäre.*) Welch großen Wert das haben könnte, wenn alles unter rechter Leitung betrieben würde, brauche ich nicht näher darzulegen. Dr. Koch in Braunschweig äußert sich sehr schön über den sittlichen Wert dieser Volks- und Turnspiele:

> Bei richtiger Leitung der Spiele und des ganzen turnerischen Lebens und Treibens soll die Jugend nicht bloß Kraft, Ausdauer und Abhärtung gewinnen, sondern auch Entbehrungen zu ertragen, Entsagung zu üben angeleitet werden, damit das herrlichste Ergebnis der Leibesübungen erreicht werde, daß der Geist nicht bloß über Sehnen und Muskeln des Leibes vollkommen Herr werde, sondern auch über dessen Begehrlichkeiten und Leidenschaften, daß die Jugend mit einem Worte die Selbstzucht üben lerne, die im spätern Leben dem Manne not thut.

Daß solche Spiele auch zur Förderung des Gemeinsinns dienen, weiß jeder, dem es vergönnt gewesen ist, in der Jugend einer solchen Spielgemeinschaft angehört zu haben.

Das ist freilich keine Sache, die von heute auf morgen zu machen wäre. Auch wenn man es ernstlich und hoffnungsvoll angreift, wird eine Generation vergehen, ehe die Freude am Spiel wieder in Fleisch und Blut unsers Volkes so eindringen kann, wie es z. B. in England der Fall ist. Aber wir pflanzen ja auch Bäume in unsre Pfarrgärten und lassen es uns nicht verdrießen, daß ihr Ertrag erst dem Nachfolger zu gute kommt.

Es kann auch keine Frage sein, daß das nicht zur Fürsorge der Kirche für die konfirmirte Jugend im engern Sinne gehört, und daß man es dem Pfarrer nicht kraft seines Amtes zur Pflicht machen kann. Aber wenn sich die Sache der Volksspiele als lebensfähig erweisen sollte, dann kann es der Kirche nicht gleichgiltig sein; und ihre Diener, die Pfarrer nicht nur, sondern auch ihre Vorstände müssen den ernstlichen Wunsch hegen, daß es im rechten Geiste geschehe, und daß sie nicht neben draus stehen. Unter ihnen werden doch am ersten die berufenen Männer zu finden sein, die die Sache in die rechten Wege leiten. In erster Linie fällt diese Aufgabe freilich ins Gebiet der Schule, und die Lehrer werden vor allem berufen sein, dabei Hand anzulegen.

Aber freilich, so wie ich die laut gewordnen Stimmen höre, kann ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß alles, was wir zur Pflege und Bewahrung unsrer Jugend unternehmen, in dem gegenwärtigen vorgerückten Stadium des Verderbens vergebens sein wird, wenn ihm nicht zur Seite geht eine strengere Zuchtübung an der Jugend. Ganz vollständig stimmen alle Berichte darin überein, daß mit unsrer konfirmirten Jugend wenig anzufangen ist, so lange Wirtshaus, Tanzboden und Spinnstube ihnen ohne Einschränkung offen stehen. Denn diese üben auf sie eine größere Anziehung als alles, was ihnen unter den Augen von solchen, vor denen sie sich zusammennehmen müssen, geboten wird. Unsre kaum vierzehnjährigen Burschen und Mädchen sind noch nicht reif, sie der eignen Zucht zu überlassen. Damit, daß der kaum Konfirmirte schon am nächsten Sonntag die Zigarre in den Mund steckt und im Wirtshaus sitzt, ist noch lange kein Beweis seiner Mündigkeit geliefert, und ihn alsbald mit der Entlassung aus der Schule auch aus jeder Zucht zu entlassen, heißt einfach, ihn zu jeglicher Zuchtlosigkeit verführen. Wenn man die jungen Leute in Zucht hält, erweist man ihnen geradezu eine Wohlthat, die nicht minder dem Elternhause und der ganzen Gemeinde zu gute kommt. Bei den Schülern unsrer höhern Lehranstalten versteht sich das ganz von selbst. Sie müssen sich bis zum achtzehnten oder neunzehnten Jahre unter die stramme Zucht der Schule beugen; Rauchen und Wirtshausbesuch sind ihnen verboten, und wie viele andre Beschränkungen ihrer persönlichen Freiheit müssen sie sich gefallen lassen. Sollten die Buben auf den Dörfern wirklich sittlich so viel reifer sein und an Weisheit so hoch über den Schülern der höhern Lehranstalten stehen, daß man sie so rasch dieser wohlthätigen Zucht beraubt? Von allen Seiten wird darum heutigen Tages die Forderung erhoben, daß wenigstens allen denen, die im fortbildungsschulpflichtigen Alter stehen, der Besuch der Wirtshäuser, der Tanzböden und Spinnstuben verboten würde. Und wir dürfen nicht nachlassen, unsre Staatsregierung auf die dringende Notwendigkeit solcher Maßregeln aufmerksam zu machen und den Erlaß von dahin zielenden Vorschriften, wie sie z. B. in Bayern längst bestehen, zu erbitten. Dann würde Raum werden für bessere Einflüsse

*) Daß z. B. die Ballspiele bei unsrer erwachsenen Jugend noch in der Mitte dieses Jahrhunderts in Uebung waren, ist mir aus unsern Gegenden mehrfach bezeugt worden.

und für allerlei Werke und Arbeiten zum Heile der Jugend. Dann würden wir noch drei Jahre hindurch darauf rechnen können, daß sie sich unsrer Leitung zu bessern Dingen anvertraute.

Aber auch diese Verbote allein scheinen mir nicht auszureichen. Bei der anerkannten Schwäche der ländlichen Polizeiorgane würden sie dem Uebel nicht gewachsen sein. Ich meine, es müßten auch hier noch positive Maßregeln hinzukommen. Es muß überhaupt der Sinn für Autorität in der Jugend wieder geweckt oder vielmehr über die Schulentlassung hinaus erhalten, und es müßten die vorhandenen natürlichen Autoritäten gestärkt werden.

Vor allem müßte dem gewehrt werden, daß der Junge, sobald er Geld verdient, sich der Autorität des Elternhauses entzieht und seine eignen Wege geht. Ein Weg dazu wäre es, wenn, sei es der Staat, oder wie Evert*) es will, die Arbeitgeber selbst den jungen Burschen und Mädchen die freie Verfügung über ihren Verdienst entzögen, sei es, daß er den Eltern ausgezahlt oder in gesperrten Sparkassenbüchern angelegt würde.

Dann scheint mir, daß die Autorität der Ortsobrigkeiten durchaus der Erweiterung und Stärkung bedürfte. Heute hat ja kaum jemand mehr das Recht, einem solchen frechen Burschen etwas zu sagen. Am Tage nach der Schulentlassung geht er womöglich mit der Zigarre im Munde an seinem Lehrer vorüber, ohne ihn zu grüßen. Nach dem Bürgermeister, der von seinen Wählern so abhängig ist, daß ihm meist der Mut zu entschlossenem Auftreten fehlt, fragt die Jugend gar nicht, und wenn er sich einmal in das Mittel legen will, so ist er nicht sicher, daß er nicht womöglich Prügel bekommt, wie wohlbekannte Exempel beweisen. Von dem Schulvorstande vollends weiß der junge Mensch gar nichts, als daß seine Eltern gelegentlich wegen Schulversäumnisse vor ihn geladen wurden. Diesen örtlichen Autoritäten müßte die Aufsicht über das junge Volk bis zum vollendeten siebzehnten Jahre übertragen und sie dazu mit einer sich in bestimmten Grenzen bewegenden Strafbefugnis ausgerüstet werden. Sie müßten öffentlichen Ausschreitungen, frechem sittenlosen Benehmen auf den Straßen und wo sonst entschieden wehren können und dabei darauf rechnen können, daß die obere Behörde hinter ihnen stehe.

Ja, ich gehe noch weiter. Mit dem Verbot der Wirtshäuser und des Tanzbodens scheint es mir nicht gethan. Wenn man der Jugend gar keine Gelegenheit giebt, so wächst am Ende das unterdrückte Verlangen nur noch stärker und sucht sich einen ungesunden Ausweg. Es hat mir darum der Gedanke eines sehr erfahrnen Freundes sehr eingeleuchtet, daß man der Jugend zeitweilig den Zutritt zu solchen Vergnügungen gestatten solle, aber unter Aufsicht und Verantwortung des in seinen Befugnissen und seiner Machtvollkommenheit entsprechend erweiterten Schulvorstandes, der darauf zu sehen hätte, daß alles in Zucht und Ordnung zugehe. Das sind ja vielleicht weitaussehende Gedanken. Aber die Staatsregierungen müßten nur ernstlich wollen, und es wäre durchführbar.

An der Kirche würde es dann sein, daß sie bei den örtlichen Obrigkeiten das rechte Verständnis, den rechten Sinn und Geist pflegte, daß sie durch ihre Erziehung die rechten Männer für diesen wichtigen Beruf lieferte, Männer, die den rechten Mut, aber auch die rechte verständnisvolle Liebe für die Jugend besitzen. Denn helfen wird auch solche Zucht nichts, wenn nicht einmal wirklicher Ernst damit gemacht wird, und wenn nicht zum andern die Jugend merkt, daß sie geübt wird nicht in Feindschaft gegen sie, sondern ihr zu gut und zu liebe.

Daß, wenn es gut werden soll, auch von seiten der Kirche wieder mehr Zucht geübt werden müßte, ist mir nicht zweifelhaft. Aber nicht minder ist mir gewiß, daß auf der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung solche Zucht nicht mit Gewalt von oben her einzuführen ist. Kirchliche Zucht ist nur möglich und wird nur wirken, wenn sie von dem Gemeinsinn, dem kirchlichen Ehrgefühl und damit von dem Verständnis wenigstens der bessern Gemeindeglieder getragen wird, wenn

*) A. a. O.

wenigstens diese in jedem Falle das Gefühl haben: Ja, so ists recht, so muß es sein. Da ist es mir denn sehr lehrreich gewesen, daß Gebhardt*) auf Grund seiner Erfahrungen erklärt, unser Landvolk widerstrebe entschieden so kleinlichen Maßregelungen, wie Entziehung des Wahlrechts, der Patenschaft und dergleichen, weil es sich nicht mehr wie Schulkinder behandeln lassen wolle, es werde es aber wohl verstehen, wenn jemand, der sich beharrlich den kirchlichen und christlichen Ordnungen, z. B. der Katechismuslehre entziehe, auf so lange, bis er sich füge, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen werde. Für solche kühne Gedanken sind ja wohl unsre Landeskirchen jetzt noch nicht reif. Aber die Scheu davor beruht doch im tiefsten Grunde auf einer Verwechslung der Landeskirche mit der Kirche des Glaubens und des Glaubensbekenntnisses, der Gemeinschaft der Gläubigen. Von der Gemeinschaft des Glaubens mit Christus auszuschließen haben wir freilich keine Macht. Aber die äußere Gemeinschaft der Landeskirche ist an bestimmte wahrnehmbare Bedingungen geknüpft. Wo sie fehlen, da ist es eine Unwahrheit, wenn wir das Band nicht lösen, eine Unwahrheit, die die Kirche in den Augen des Volkes herabsetzt. So gut man treue, fromme Pfarrer ihres Amtes entsetzen mußte, weil sie sich nicht in die Ordnungen der Landeskirche fügen konnten, wie viel mehr wird man Gemeindeglieder, die sich dauernd mit den Ordnungen der Kirche in Widerspruch setzen, aus deren Verband entlassen können!

Wie die Dinge im Augenblick liegen, werden wir froh sein dürfen, wenn die Obrigkeit sich des Rechtes und der Pflicht, die sie als christliche Obrigkeit gegenüber den Unmündigen und sittlich Unreifen hat, erinnert und sich aufmacht, wieder die Zucht des Gesetzes zu üben, und wir wollen nicht müde werden, sie daran zu mahnen.

Wenn alle Bemühungen darum erfolglos bleiben sollten, dann müßten wir freilich zu dem Schluß kommen, daß die Obrigkeit keine christliche mehr im Sinne unsers evangelischen Bekenntnisses ist. Mit diesem Augenblick würde der innige Bund, in dem die Volkskirche zum Staat und seiner Obrigkeit naturgemäß steht, eine unerträgliche Fessel für die Kirche werden. Sie würde sich fragen müssen, ob es noch fernerhin angeht, ihre Existenz in solchem Maße wie bisher auf Herkommen, Sitte und Brauch zu stützen und an allen, die ihr so durch die Macht der Gewohnheit zugewiesen werden, das Werk christlicher Erziehung zu treiben, wozu dann doch die unumgänglichen Voraussetzungen fehlen würden, und ob es nicht an der Zeit sei, sich mehr auf die Freiwilligkeit zu stellen. Dazu wäre der erste Schritt eine Aenderung der Konfirmationsordnung im Sinne der Vorschläge von Höfling, Wichern, Achelis u. a., also entweder eine Verschiebung der Konfirmation in ein späteres Lebensalter, das an sich größere Reife und größere Freiwilligkeit gewährt, oder Trennung der Konfirmation in zwei Akte, wobei die eigentliche Aufnahme in die vollen Gemeinderechte gleichfalls einem spätern Lebensalter vorbehalten bliebe. Ich will darauf nicht näher eingehen und möchte nur darauf hinweisen, daß es in der That zu einer Verwirrung der Begriffe und, was schlimmer ist, des Gewissens führen muß, wenn solche, die man auf Grund feierlicher Gelübde zum heiligen Abendmahle zugelassen hat, alsbald darnach die Ordnungen der Kirche mit Füßen treten, sich der Katechismuslehre entziehen, ohne darum ihr Recht, an der innigsten und höchsten Gemeindefeier, dem heiligen Abendmahl, teilzunehmen, einzubüßen. Wenn andre Mittel, die Jugend wenigstens im einfachsten Gehorsam zu erhalten, versagen, dann vermag ich nicht zu sehen, wie man der Folgerung entgehen kann, daß die Zulassung zum heiligen Abendmahl erst an den treuen Besuch der Katechismuslehre zu knüpfen ist.

Wir wissen nicht, welche Wege unser Herr mit seiner Kirche gehen wird; und was dann aus unserm armen Volke werden wird, vermögen wir gar nicht auszudenken. So lange er aber nicht klar und unzweideutig seine Entscheidung dahin getroffen hat, müssen wir uns sagen, daß uns alle, auch alle unsre Konfirmirten befohlen und an das Herz gelegt sind, und daran

*) A. a. O.

sollen uns alle die traurigen Erfahrungen, die wir machen, aller Unglaube, alle Feindschaft, alle Sittenlosigkeit nicht nur nicht irre machen, sondern sie sollen uns eine stete Gewissensmahnung sein. Sie alle, die so auf den breiten Weg geraten sind, waren doch einst in unsrer Hand. Dürfen wir sagen, daß sie ohne unsre Schuld verloren gegangen sind? So lange wir uns aber sagen müssen, daß wir noch nicht gethan haben, was wir zu thun schuldig waren, haben wir wohl Ursache, Buße zu thun, aber kein Recht und keinen Grund, die Hoffnung sinken zu lassen. Hüten wir uns davor, hüten wir uns vor dem Pessimismus! Es hat mir wohlgethan, diese Warnung gerade in einer besonders ernst gehaltnen Beurteilung unsrer Lage aus unsrer Provinz zu lesen. „Wehe den Verzagten," so schreibt der betreffende Amtsbruder, „sie glauben nicht und sie arbeiten nicht." Wir aber wollen beten und arbeiten, auch für unsre Jugend, und wollen dem Herrn vertrauen, daß er auch solchem Beten und Arbeiten seinen Segen nicht weigern werde!

G Schl

Hermann Sudermann

3. Die Dramen

Die beiden Dramen Sudermanns „Die Ehre" und „Sodoms Ende" sind so allgemein bekannt und so viel erörtert worden, daß ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt unnötig ist. Beide sind maßlos gelobt und maßlos gescholten worden, und durch die leidenschaftlichen Uebertreibungen auf beiden Seiten wurde von Anfang an eine unbefangne Würdigung der interessanten Schöpfungen so gut wie unmöglich. Die sich als Naturalisten spreizende litterarische Clique lobte „Die Ehre" über den grünen Klee und pries das Stück als Geist von ihrem Geist, während die konservativen Aesthetiker und jene prüden Leute, die jedes Kunstwerk lediglich mit den Maßstäben einer engen Moral messen, das Stück in Grund und Boden verdammten und über den verwegnen Verfasser ihr zorniges Wehe ausriefen. Es ist ein Beweis seiner gesunden Konstitution, daß das Drama all diesen Rumor ungefährdet überstanden hat. Der Bühnenerfolg ist ihm treu geblieben, und immer aufs neue findet es ein teilnahmsvolles Publikum. Und mehr und mehr auch ein unbefangnes Publikum, das über dem Interesse an der spannenden und wirksamen Handlung gar nicht mehr daran denkt, daß das Stück eine Art Parteiprogramm und der Ausgangspunkt erregter theoretischer Erörterungen gewesen ist. Dagegen hat „Sodoms Ende" auf der Bühne nirgends festen Fuß fassen können, wozu es wahrlich nicht erst all des gewaltigen Spektakels und der mißlichen Inanspruchnahme polizeilicher Verbote bedurft hätte.

Wer heute unbefangen „Die Ehre" liest oder sieht, wird die Erregung, die ihr erstes Erscheinen hervorrief, kaum noch begreifen können. In seiner Technik hat das Stück nichts Revolutionäres, sondern wandelt durchaus in den alten Bahnen. Es zeigt eine in sich geschlossene folgerichtige Entwicklung; die theatralischen Effekte sind mit kluger Berechnung herausgearbeitet; die dramatische Spannkraft ist wirkungsvoll gesteigert — kurzum, das Ganze ist, technisch betrachtet, eine tüchtige, durchweg bühnengerechte Arbeit von altbewährtem Zuschnitt und verrät in jedem Zuge die sichere Hand des durch keinerlei naturalistische Schrullen verwirrten Dramatikers. Die Anlehnung an die französische Dramatik ist offenbar: „Die Ehre" ist ein Thesenstück ganz nach französischem Muster, weshalb denn auch Sudermann der Rolle des Raisonneurs nicht entraten konnte, der Träger und Ausdeuter der Handlung zugleich ist, der alle Fäden in seiner Hand hält und den Zuschauern zugleich die Moral der Handlung zum Besten giebt. Diese im Mittelpunkt des Stückes stehende Figur des Grafen Trast, die eine beliebte Paraderolle für fahrende Virtuosen geworden ist, zeigt uns lauter aus der Bühnenlitteratur altbekannte Züge; er ist vom Scheitel bis zur Sohle ein Bühnenheld und hat das richtige Theaterblut in seinen Adern. Und mit den übrigen Insassen des Vorderhauses verhält es sich nicht anders. Zwar erfreuen manche dem Leben abgelauschte, scharf beobachtete Züge, und manche Einzelheiten wirken mit der ganzen Frische und Ueberzeugungskraft der Lebenswahrheit; aber im ganzen sind hier die handelnden Menschen wie die Handlung selbst im vollsten Wortsinne Bühnenmenschen und Theaterhandlung, und von einem absonderlichen Naturalismus kann füglich nicht die Rede sein. Auch inhaltlich steckt in alledem nichts Neues und Verblüffendes. Des Grafen Trast Raisonnement über die Ehre ist wahrlich keine neue Weisheit, und auf der Bühne beispielsweise hat lange vor ihm, nur knapper und drastischer, der Weltreisende Prosper von Block in Sardous „Letztem Brief" just dasselbe gesagt. Und wenn Sudermann dem künstlich konstruirten und lediglich durch die Tradition geheiligten Begriffe besondrer Standesehre als des Mannes wahre Ehre die Erfüllung seiner sittlichen Pflichten gegenüberstellt, so wird ihm niemand darin widersprechen wollen, ebensowenig wie seinen herben Ausführungen über die verschiednen Marktwerte der Ehre, womit er einfach eine grausame Wahrheit feststellt, die für keinen Lebenskundigen eine neue Offenbarung ist. Daß das heikle Problem selbst durch das Hin und Her seiner Erörterungen nicht gelöst ist, bedarf keines Wortes; das zu thun ist auch gar nicht des Dichters Amt, denn Dichten heißt nicht eine Frage lösen und Theorien beweisen. Für ihn genügt es, wenn das einzelne Exempel glatt aufgeht, die Sache für den einzelnen Fall befriedigend entschieden wird. Darüber jedoch wird man bei unserm Drama verschiedner Meinung sein können. Alles drängt mit innerer Notwendigkeit auf eine tragische Lösung zu, aber dieser biegt der Dichter ängstlich aus dem Wege und giebt uns statt dessen einen sogenannten glücklichen Abschluß, dem ein stark theatralischer Beigeschmack nicht abzusprechen ist. Man sieht aus diesem Zugeständnis an den Geschmack des großen Publikums am allerdeutlichsten, wie wenig es Sudermann um das Einschlagen neuer Bahnen zu thun war; wenigstens vermag ich in dieser schwächlichen Konzession an das allen tragischen Erschütterungen gründlich abgeneigte Parterre nichts zu erblicken, was auch nur von fern an litterarischen Umsturz oder gar an die brutalen Gepflogenheiten der dem Kultus des Naturalismus gewidmeten Freien Bühne erinnerte.

Wir haben bisher nur die Personen und Geschehnisse des Vorderhauses ins Auge gefaßt; das Hinterhaus aber nimmt in der Handlung einen ebenso breiten Raum ein, und wir haben oft genug gehört, daß eben hier der naturalistische Pferdefuß mit erschreckender Deutlichkeit sich zeigen solle. Und gewiß wird niemand in den Schilderungen dieser Szenen die stark naturalistische Färbung leugnen wollen. Sudermann giebt uns von der Häuslichkeit des „braven" Herrn Heinicke im Hinterhause ein Bild, das in jedem Zuge das volle Gepräge der Lebenswahrheit an sich trägt; er läßt die Leute in ihrer Sprache reden, gerade so wie ihnen der Schnabel gewachsen ist; er vertuscht und beschönigt nichts, sondern giebt uns ein Abbild der Wirklichkeit in ihrer ganzen Nacktheit und herzbeklemmenden Erbärmlichkeit. Wir sehen mit Scham und Grimm, wie in diesen Köpfen die Welt sich spiegelt, und wie die schleichende Sorge des täglichen Lebens, das Gefühl der Abhängigkeit und Dienstbarkeit allmählich auch den letzten Rest von Scham und Ehrgefühl aufzehrt. Es ist ein Bild grau in grau, ist das Proletarierelend ohne Schminke und Feigenblatt. Es ist uns, als atmeten wir die stickige Kleineleuteluft, dieses Gemisch von Küchen- und Schlafstubendunst, das sich uns so beklemmend auf die Brust legt, daß wir am liebsten die Fenster aufreißen möchten, um durch einen Hauch frischer Luft diese qualmige Atmosphäre zu verscheuchen. Aber daß diese Schilderungen die Grenze überschritten, die den gesunden dichterischen Naturalismus von der modernen Schmutzmalerei um des Schmutzes willen scheidet, vermag ich nicht zuzugeben. Denn während den waschechten Naturalisten diese Kleinmalerei der widerlichsten Wirklichkeit Selbstzweck ist, ist sie für Sudermann nur das nötige Drum und Dran für die Schilderung eines sittlichen Konflikts, und er weiß überdies ganz genau, daß die dichterische Wahrheit etwas ganz andres ist als jene angebliche Naturwahrheit, die man uns heute als Kunst aufschwatzen will. Man halte nur neben dieses Bild der Familie Heinicke das der Familie Krause in Gerhart Hauptmanns sozialem Drama „Vor Sonnenaufgang" oder das der Familie Selicke in dem so betitelten Drama von Arno Holz und Johannes Schlaf, und auch dem blödesten Auge wird es klar werden, wo der echte und wo der falsche Naturalismus zu suchen ist.

Bei Sudermann sind jene trüben und zum Teil widerlichen Schilderungen notwendige Bestandteile in dem künstlichen Organismus seines Dramas, bei Hauptmann und Holz locker an einander gereihte epische Stimmungsbilder; bei jenem sind es künstlerisch wohl abgewogne Kontrastszenen, bei diesen wollen und sollen sie nichts andres sein als Photographie, Abklatsch, mechanische Nachbildung des Lebens. Aber die von diesen erstrebte naturwahre Wiedergabe der Wirklichkeit im strengsten Sinn ist einfach unmöglich, denn der Dichter kann die Wirklichkeit doch im besten Falle immer nur so wiedergeben, wie er sie gesehen hat. Und das Wesen der Kunst beruht gerade darin, daß sie uns die Dinge so zeigt, wie sie ein menschlicher Geist in sich aufgenommen, verarbeitet und in neuem Guß seiner Individualität gemäß gestaltet hat. Füllt einer dagegen ganze Seiten mit gestammelten Naturlauten oder den pathologischen Delirien eines Schnapssäufers an, so treibt er meinethalben das Handwerk eines Momentphotographen, soll uns aber nur beileibe nicht weismachen wollen, daß ein derartiger Abklatsch der Wirklichkeit Kunst sei.

Dieses Anerkenntnis der künstlerischen Berechtigung der Hinterhausszenen in der „Ehre" schließt natürlich nicht aus, daß man über Einzelheiten der Ausführung mit dem Dichter rechten kann. Man mag immerhin diesen oder jenen Zug zu grell, in der Sprache eine oder die andre Wendung allzu gewagt finden — das sind Geschmacksurteile, über die jeder Streit müßig wäre. Aber dieses mit ungewöhnlicher Energie und scharfer Lebensbeobachtung gezeichnete dunkle Sittenbild aus dem Berlin der Hintertreppen und Hofwohnungen überhaupt als unzulässig erklären, wie das wiederholt mit großem Aufwande sittlicher Entrüstung geschehen ist, heißt denn doch das Gebiet der Kunst in unerträglicher Weise einschränken und ihre Aufgaben völlig verkennen. Auch dem liegt wieder jene verhängnisvolle Verwechslung zwischen objektiver und subjektiver Unsittlichkeit zu Grunde, die von jeher nichts als Verwirrung angerichtet hat, die aber leider in manchen Köpfen unausrottbar zu sein scheint. Sie führt zu einer moralischen Falschmünzerei, die der Kunst unermeßlichen Schaden zufügt; sie verschuldet jenes unüberwindlich scheinende Mißtrauen, mit dem heutiges Tages ernste christliche Kreise allen Lebensäußerungen der neuern deutschen Dichtung gegenüberstehen. Ist erst einmal über einen Dichter ein moralisches Verdikt als Schlagwort in Umlauf gesetzt worden, so bleibt es wie ein untilgbarer Makel an ihm haften, und sein Name gilt fortan gewissen Kreisen ein für allemal als der eines Geächteten.

Mit „Sodoms Ende" verhält es sich ganz ebenso: auch hier hat man vielfach ohne weiteres die Darstellung des Unsittlichen zu einer unsittlichen Darstellung gestempelt, obwohl die sittliche Tendenz des grauenhaften Sittenbildes offen genug am Tage liegt. Denn das Stück ist ein warnendes Mene Tekel für jene angebliche Genialität, die im Grunde nichts ist als eine durch den Freibrief des Talents sich gedeckt glaubende Liederlichkeit und Verlumptheit; es will an einem abschreckenden Exempel zeigen, wie mit der sittlichen zugleich auch die künstlerische Kraft abstumpft, wie Mensch und Künstler zu Grunde gehen, wenn durch den Rausch früher Erfolge das Gewissen betäubt wird. Wir haben also auch hier den in allen Sudermannschen Dichtungen waltenden sittlichen Grundgedanken, nur daß er hier negativ gewendet ist: der Held geht zu Grunde, weil er die sittlichen Gebote der Pflicht mißachtet, die Handlung endet nicht mit seinem Siege, sondern mit seinem schmachvollen Untergang. Um einen solchen Sturz in die Tiefe zu veranschaulichen, dazu konnte der Dichter natürlich eines breiten gesellschaftlichen Hintergrundes nicht entraten, und es ist wohl keine Frage, daß in der grausamen Schilderung dieses Milieu der eigentliche Schwerpunkt des Stückes liegt. Die Frage, ob wirklich eine solche „Gesellschaft," wie die hier gezeichnete, in Berlin W existirt, vermag ein draußen Stehender nicht mit einem runden Ja oder Nein zu beantworten, obwohl mancherlei Vorkommnisse, die seitdem die öffentliche Aufmerksamkeit erregt haben, manche Züge jenes unheimlichen Sittenbildes in vollem Umfange bestätigten. Und jedenfalls wirkt das Bild mit der ganzen Kraft der Lebenswahrheit, einer erschütternden, herzbeklemmenden Lebenswahrheit, deren quälenden, bis zu Ekel und Entsetzen sich steigernden Eindruck wir sobald nicht wieder loswerden. Wir müssen mit dem Dichter durch den ganzen Sumpf und Schlamm liederlichster Frivolität; da ist kaum eine Szene, aus der uns nicht der widerliche Geruch sittlicher Fäulnis anwehte. Es ist das denkbar gräßlichste Sitten- oder vielmehr Unsittenbild aus einer zum Untergange reifen Gesellschaftsschicht und erinnert in diesem Sinne etwa an die Satiren Juvenals, indem hier wie dort mit zorniger Unerbittlichkeit die Entartung der Zeit mit den brennendsten Farben geschildert wird. Und nur unter diesem Gesichtswinkel kann man auch, meines Bedünkens, dem Stücke einigermaßen gerecht werden. Es ist nichts andres als eins jener grellen Kultur- und Sittenbilder, wie sie die Satire zu allen Zeiten sittlichen Niedergangs gezeichnet hat, wobei sie immer der unkünstlerischen Abschreckungstheorie huldigte, indem sie durch möglichst drastische Schilderungen der Laster die Gewissen zu schärfen, durch Darstellung der Unmoral Moral zu predigen beflissen war.

Als ein solches soziales Spiegelbild können wir auch „Sodoms Ende" gelten lassen, womit denn freilich das Stück als Drama gerichtet ist. Als solches müssen wir es bedingungslos preisgeben, denn wo die Erbärmlichkeit bloß um ihrer selbst willen als die eigentliche Wirklichkeit oder um der Tendenz der Besserung willen da ist, da kann natürlich von Kunst in höherm Sinne überhaupt nicht die Rede sein, und der Versuch, dieses krasse Tendenzbild gar auf die Bühne zu bringen, ist deshalb auch mit Fug und Recht allenthalben gebührend zurückgewiesen worden. Durch und durch unkünstlerisch ist das Stück, wie gesagt, schon lediglich infolge der in die Praxis umgesetzten Abschreckungstheorie, und daß überdies ein Mann wie der Maler von Sodoms Ende als Held eines Dramas schlechtweg unmöglich ist, bedarf keines Wortes. Schon Schiller hat in drastischen Epigrammen gegen die Leute geeifert, die uns im Theater nichts andres mitzuteilen wüßten, als daß der Mensch ein erbärmlicher Wicht sei, und dies allein bleibt als letzter Eindruck des Dramas in uns haften. Es legt sich uns beim Lesen und vollends beim Sehen ein Alpdruck auf die Brust, und die Empfindung schwankt von Anfang bis zu Ende zwischen Scham und Entrüstung. Aber solche Wirkungen zu erzielen, war nie die Aufgabe eines Kunstwerks und wird es nimmermehr werden; daran ändert auch die beste Tendenz nichts.

Ueberblicken wir zum Schlusse noch einmal die Reihe der Sudermannschen Schöpfungen von „Frau Sorge" bis zu „Jolanthes Hochzeit," so gewahren wir ein deutliches Aufsteigen in technischer Hinsicht, aber ein verhängnisvolles Absteigen in den Stoffen. Frisch und kräftig setzte der Dichter ein und versuchte seine Kraft zuerst an einem schlicht menschlichen Motiv, das er mit echter Poesie gestaltete. Den herben Ernst des Stoffes milderte die sittliche Gesundheit des Helden; die düstere Grundstimmung der Erzählung war verklärt durch die Sonne des Idealismus. So ist dieses Erstlingswerk sein reifstes, das alle spätern Dichtungen in künstlerischem Betracht nicht wieder erreicht haben. Zwar ist ihm die technische Fertigkeit seitdem womöglich noch gewachsen; er hat die der realistischen Stimmung der Zeit entsprechende realistische Kunstübung zur vollen Meisterschaft entwickelt; die Schärfe seiner Beobachtung und die Kraft und Anschaulichkeit seiner Schilderungen sind unvergleichlich. Aber die Stoffe wurden zugleich immer unerquicklicher und zeigen mehr und mehr eine bedenkliche Vorliebe für die dunkelsten Nachtseiten des Lebens und für Konflikte, die bis zur äußersten Spitze emporgeschraubt sind. Und mehr noch: der Stoff wird die Hauptsache, indem er mit einer unfreien Ernsthaftigkeit behandelt wird, die das freie Spiel der Phantasie nahezu ausschließt. So vor allem in „Sodoms Ende," wo Sudermann nicht mehr als freier Künstler über den Dingen steht, und wo nicht ein poetisches Interesse ihn zu diesen Dingen hinzieht; hier ist er schlechtweg unfrei, ein Gefangner der Wirklichkeit. Man kann diese Wandlung bei des Dichters ungewöhnlichem Talent nicht ohne ehrliches Bedauern betrachten, aber man darf auch zuversichtlich hoffen, daß er aus der Sackgasse, in die er geraten mußte, sobald er sich jenem unfreien Naturalismus verschrieb, bald wieder den Rückweg finden wird. Denn wer „Frau Sorge" geschrieben hat,

der weiß, daß ein Kunstwerk nicht unser Interesse, sondern unser Gefühl befriedigen soll, daß seine Welt eine Welt der Phantasie, sein Reich das Reich des Gemüts ist. Und dieser Mann kann unmöglich in „Sodoms Ende" sein letztes Wort gesprochen haben. Er wird, ich wenigstens zweifle nicht daran, die in seinen letzten Dichtungen zu Tage getretene verhängnisvolle Einseitigkeit des Blickes und der Stimmung überwinden und auch dem Reinen und Edeln wieder die Augen öffnen, und ist dem so, dann dürfen wir von ihm jedenfalls noch mancher reichen und reifen Gabe gewärtig sein. W K

Verschiedenes

(Zu den „Betrachtungen zur Choleranot") Wie ein erquickender Regen nach ausdörrendem Ostwinde ist dem Einsender dieses der Artikel in Nr. 42 „Aus Hamburgs schweren Tagen" nach dem Artikel 1 obiger „Betrachtungen" in Nr. 41 gewesen. Wenn in diesem letzten Artikel es u. a. heißt: „Manche Schwäche [der öffentlichen Bekanntmachungen] liegt auf der Hand, nicht zum wenigsten die, daß sie für die am meisten Bedrohten, die Aermern, nicht berechnet sind. Es ist ganz interessant zu erfahren, daß die Gefahr nur durch Kochen des Waschwassers ganz beseitigt wird! Man konnte auch schreiben, das sicherste Mittel sei, in eine cholerafreie Gegend zu verreisen, ein Mittel, das sogar beliebt ist. Was nützt das? Wer kann denn sein Waschwasser kochen?" so möchte Einsender den Verfasser jenes Artikels einfach bitten, einmal nach Hamburg zu kommen. Er würde dann überall Wagen erblicken, die mit kochendem Wasser durch die Straßen fahren, würde hören, wie durch eine Glocke die Bewohner der Straße aufmerksam gemacht werden, und würde sehen, wie aus den Gängen, von den Sälen, aus den Kellern die Leute hinzuströmen und das Wasser, nicht bloß zum Waschen, sondern auch zur Reinigung ihrer Wohnungen u. s. w. sich holen. Außerdem fahren auch Wagen mit Quellwasser durch die Straßen. Beides wird den Bewohnern ganz unentgeltlich verabreicht, und daß der Erfolg nicht ausbleibt, zeigt die durch Gottes Gnade fast erloschene Seuche.

Zu dem so wohlwollend geschriebenen zweiten Artikel in Nr. 41 „Feindeslob klingt" möchte Einsender nur bemerken, daß die Worte: „es hat sie niemand gedingt" wenigstens in Bezug auf die in Hamburg wohnenden „Pfarrer, Jünglingsvereinler" u. s. w. Gott sei Dank! nicht der Wirklichkeit entsprechen. Gleich nach Ausbruch der Cholera hat der Präses der Krankenhausdeputation, Herr Senator Dr. L., sich an die hiesigen christlichen Jünglingsvereine mit dem Ersuchen, freiwillige Helfer zu stellen, gewandt. So sind denn auch den sogleich als Pfleger in den Cholerabaracken eintretenden acht Mitgliedern jener Vereine (unter ihnen ein Pastor) bald noch eine große Anzahl gefolgt; aus einem einzigen dieser Vereine allein sogar fünfunddreißig. Viele dieser Jünglinge gehörten dem Verein zur Ausbildung freiwilliger Pfleger im Kriegsfalle an, waren also trefflich geschult zu ihren Hilfsleistungen.

(Das Programm des Wittenberger Festes) dürfte sich mit ziemlicher Sicherheit folgendermaßen gestalten:

31. Oktober: 11 Uhr Ankunft des Kaisers, vielleicht auch der Kaiserin, Fahrt nach dem Marktplatz, Begrüßung durch den Bürgermeister, Antwort. Die Festteilnehmer begeben sich an der kaiserlichen Tribüne vorbei zur Kirche, in die sie durch die Nebenthür eintreten. Das Spalier wird von Hallischen Studenten gebildet. Vor der Thesenthür sollen die Geistlichen der Umgegend in Amtstracht Posto gefaßt haben, ohne übrigens am folgenden Festakt beteiligt zu sein.*) — Sobald die Fürsten die Thesenthür passirt und in dem „Fürstengestühl" Platz genommen haben, beginnt der eigentliche Festakt mit dem von Posaunen begleiteten Gesang „Komm, heiliger Geist, Herre Gott." Es folgt die Weihrede (Generalsuperintendent D. Schultze), Liturgie (Superintendent Quandt in Wittenberg), Festpredigt (Hofprediger Vieregge), Schlußliturgie. Für diese ist ein hoher Würdenträger einer nichtpreußischen Landeskirche in Aussicht genommen. Die einzelnen Teile sind durch die Verse des Lutherliedes (Orgelbegleitung Musikdirektor Stein in Wittenberg) getrennt. Das Ganze dauert eine Stunde. — Eine halbe Stunde nach Beginn dieser Feier findet in der Pfarrkirche ein Parallelgottesdienst statt (Hofprediger D. Frommel). — Fahrt zum Lutherhause, Vollziehung der Erneuerungsurkunde, Entgegennahme des Festzuges (Bilder aus der Geschichte der Stadt und der Umgegend, zumeist von Wittenberger Bürgern dargestellt), Frühstück in der Aula der Lutherhalle. — Eine Aufführung des Herrigschen Lutherfestspieles (durch Laienkräfte der Stadt) beschließt am Nachmittag das Fest. — Am Abend versammeln sich die bereits anwesenden alten Mitglieder des Predigerseminars.

1. November: Das fünfundsiebzigjährige Stiftungsfest des Seminars leitet ein erster Gottesdienst in der erneuerten Schloßkirche ein, worauf ein gemeinsames Mittagsmahl und eine zweite Aufführung des Festspiels folgt. Ein „Jubiläumsrauchkolleg" macht den Schluß („Rauchkolleg" ist der alte Name der gemütlichen Zusammenkünfte der Seminarmitglieder). — Ueber die gleichzeitig stattfindende Delegirtenversammlung der deutschen Pfarrvereine vergleiche man die Anzeige in voriger Nummer.

*) Eine eigentümliche Rolle für die evangelischen Geistlichen, wenn dies wirklich die Absicht ist. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 44 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cigarren

in reichhaltiger Auswahl und bester Qualität. Empfehle ganz besonders nachstehende renommirte Marken:

In Farben: hell, mittelhell, halbdunkel oder dunkel

Packung	Name	Form	Eigenschaft	Preis pro Tausend
				Mark
$1/10$	Colonia	mittel schlank	leicht	35
„	Hertha	mittel voll	do.	40
„	Factoria	mittel schlank	do.	50
„	Veilchen	mittel	mittelkräftig	52
„	Old Smokers	mittel voll	leicht	52
„	Embarco	gross	mittelkräftig	52
300 St.	St. Felix Brasil	mittel	kräftig	53
$1/10$	Legetimidad	mittel klein	leicht	55
$1/5$ = 200 St.	J. Caballeros, Princesas	do. ohne Spitze	mittelkräftig	57
$1/10$	Habanera	gross schlank	leicht	62
„	Figaro (25 St. Bunde)	Brevas	mittelkräftig	60
„	Picaflor (St. Felix m. Havana)	mittel	kräftig	63
„	Bocaina do.	mittel voll	mittelkräftig	72
$1/5$ = 200 St.	J. Caballeros, Regalia	do.	do.	75
$1/10$	Valle Suarez (St. Felix mit Havana, unsortirt)	gross voll	do.	85
	Mexico-Havana:			
„	Carolina	mittel schlank	do.	72
„	Juanita	mittel voll	do.	80
„	Salud	do.	do.	90
$1/20$	Vera	gross voll	do.	95
	Havana:			
$1/10$	Corona de Cuba, Galanes	klein	kräftig	90
$1/20$	do. Para Nobleza	gross voll	mittelkräftig	300
	Importirte Havana:			
„	Marinera	Conchas especial	do.	150
„	Figaro	Regalia de Salon	do.	240
„	Miel	Regalia de Salon	do.	240
$1/10$	Ambar	Londres Imperial	do.	250
$1/20$	H. Upmann	Principes	do.	300

Zu Geschenken geeignete Cigarren in besonders eleganter $1/20$ Packung sind in jeder Preislage vorrätig. Eventuell bitte ich um Angabe des Preises, der Form und Eigenschaft.

Versand von 200 St. an portofrei.

Hochachtungsvoll

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven

Soeben erschien:

Zur Symbolfrage. Zwei Abhandlungen von **D. E. Chr. Achelis.** I. Die Verpflichtung der evang. Theologen auf die Symbole. II. Der Glaubenswert des Apostolikums. 8°. IV, 52 S. Mk. 1.—

H. Reuther's Verlagsbuchh. (H. Reuther & O. Reichhard), **Berlin** SW. 12

Soeben erschienen:

Gottesglaube und moderne Weltanschauung

von

J. H. Kennedy

Doktor der Theologie

Mit einer Einführung

von

Dr. Otto Zöckler

ord. Prof. der Theologie in Greifswald

8°. XVI. 214 S. Mk. 4.—.

H. Reuthers Verlagsbuchhandlung (H. Reuther & O. Reichard)

in **Berlin** SW 12

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg

Der Delffter Wunderdoktor

Historischer Roman

von

Mvr. **A. L. G. Bosboom-Toussaint**

Autorisirte Uebersetzung von

M. Karstens,

bevorwortet v. Prof. Dr. van Oosterzee

652 Seiten. 7 Mk. Eleg. geb. 8 Mk.

Priscilla an Sabina

Briefe einer Römerin an ihre Freundin

aus den Jahren 29—33 nach Christi Geburt

Von **W. Pressel**

Wohlfeile Ausgabe. 830 Seiten

6 Mk. Eleg. geb. 7 Mk. 50 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Für meine 14jährige Tochter suche ich eine **geprüfte Erzieherin**, die in Sprachen gewandt ist und Musikunterricht erteilen kann, im Alter von 24 bis 30 Jahren. Vollständiger Familienanschluß. Gehalt nach Uebereinkunft. Antritt sofort.

Anerbietungen mit Zeugnisabschriften und Photographie bitte ich zu richten an

Johannes Grunow

Leipzig, Inselstr. 20, II.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von Opitz & Co. in Güstrow